Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 39 **Marburg i. H., den 25. September** **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Schweigen — Zwei dramatische Dichtungen von Fritz Philippi — Eindrücke vom Metzer Katholikentage — Zwei Revuen — Liebesarbeit in den Balkankriegen. Vom Balkan — Laien und Theologen 2. Brief einer Frau — Verschiedenes: Neue Ziele der staatlichen Entwickelung (Schücking); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Schweigen

Jesus schwieg stille. Matth. 26, 63.

Wir wissen es wohl, daß es ohne Leid nicht geht. Wir wissen auch, daß das Herzeleid der stille Augenöffner ist, und daß wir die Tiefe des Lebens niemals erkennen lernen ohne tiefe Schmerzen. Und von Jugend auf ist das Wort, daß uns alle Dinge, auch die schmerzlichen, zum Besten dienen sollen, ein Licht auf unserm Wege gewesen.

Aber bei aller aufrichtigen Ueberzeugung vom Segen des Leides stehen wir eines Tages vor einem Menschen mit einem Kummer so tief, daß in seiner Tiefe jedes Licht erlischt. Vor Menschenschicksalen von so schrecklicher Dunkelheit, daß wir schon vor der bloßen Möglichkeit zusammenfahren. Wir zünden ein Trostlichtlein nach dem andern an, auch die Sturmlichter des Glaubens, aber das Herzweh weht so stark und der Regen der Trübsal geht so heftig hernieder, daß keins brennen, glimmen oder gar leuchten will. Und doch fühlen wir die stumme Bitte um ein tröstliches Wort. Denn der Menscht sucht Sinn in seiner Not, wie der Heißhungrige nach Brot tastet.

Hüten wir uns, daß wir dann einem Menschen, dem das Herz zuckt, mit gesalbten Worten kommen! Solche Salbe frißt und brennt ohne zu heilen. Das Wort „Was Gott tut, das ist wohlgetan" ist manchem Gequälten zur doppelten Qual geworden.

Müssen wir auf jedes Schicksal ein geschicktes Wort wissen? Wenn wir eins haben — wehe uns, wenn wir es verschweigen. Aber wir sind nicht Gottes Advokaten, die ihn herausreißen, herausreden müssen, als wäre er in eine fatale Lage geraten! Vielleicht will Gott zuweilen, daß wir schweigen!

„Jesus schwieg stille."

Das war freilich bei einem bestimmten Anlaß. Aber daß er mit großem Nachdruck schweigen konnte, das ist, wie alles an ihm, ein Memento weit über den einzelnen Fall hinaus. Auch wir dürfen schweigen und sollen schweigen können, wenn Gott durch die Majestät des Leidens Schweigen gebietet. Es gibt ein Trostschwätzen, das nichts Andres ist als Majestätsbeleidigung.

So wie wir Jesus kennen, ist er gewiß nicht über jedes Herzeleid, das er sah, mit Worten hergefallen. Aber er läßt sich auch darin nicht äußerlich kopieren. Wir möchten sonst leicht und gern selbst verschuldete innere Armut und Oede mit dem billigen Schein besonderer Tiefe zu zieren versuchen. Das Schweigen des Herrn ist nicht Verlegenheit, sondern Arbeit und Ringen, Innehalten und angestrengtes Horchen, Graben und Suchen, — unterirdisches Reden mit dem Ewigen. Wir dürfen vor einem übergroßem Kummer verstummen. Aber es darf kein leeres Starren sein, sondern ein stilles, verborgenes Hinunterlassen des Seeleneimers in den tiefen Gottesbrunnen, um aus der unerforschlichen Tiefe Kraft zu schöpfen. Wenn das wahrhaftig geschieht, spürt es der Andre allmählich, daß wir mit angefaßt haben, um still die Last mit ihm zu tragen.

* * *

Wir müssen es deutlich sagen: es gibt Schicksale, unter deren Schwere alle unsre Trostworte zerbrechen, wie dünnes Glas, — alle!

Ist das Resignation, Bankerotterklärung unsres Christentums, das Ende unsres Glaubens?

Nein. Nur das Ende der Worte. Nicht Gottes Ende. Auch von der Flut des Leides gilt es:

„Die Wasserwogen sind groß und brausen gewaltig, — aber der Herr ist noch größer" (Psalm 93, 4). Wir dürfen schweigen, wenn unser ganzes Wesen anhebt zu reden: „Unser Vater — Dein ist das Reich — Du hast das Wort!" Er braucht vor dem gesamten Erdenleid nicht zu verstummen. Er ist immer größer. Und wir sind immer sein. Wenn unsre Worte schweigen müssen, so redet unsre Seele: Wenn ich auch gleich nichts fühle von Deiner Macht, Du bringst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht — des Schweigens.

V J

Zwei dramatische Dichtungen von Fritz Philippi

Pfarrer Hellmund, Bürgerliches Schauspiel in 5 Akten. 95 S.
Adams Wiederkunft, Ein neues Mysterium in fünf Bildern. 93 S.
Je 2 Mk. Hagen i. W., Otto Rippel

Fritz Philippi greift mit zwei dramatischen Werken hinein in das Wogen des kirchlich-religiösen Lebens der Gegenwart, um zu dichterischen Gestalten zu ballen, was als Streitfrage für das teilnehmende Herz nur eine unbefriedigende Lösung und Erlösung gefunden hat. Er behandelt in „Pfarrer Hellmund" die vielleicht brennendste Frage der kirchlichen Gegenwart: das Verhältnis der religiösen Ueberzeugung des Pfarrers zur Ueberlieferung und Rechtskirche, und in „Adams Wiederkunft" das Problem von dem ursprünglich Religiösen als dem wahrhaft Menschlichen.

1

Pfarrer Hellmund hat sich als Pfarrer in einer schweren Krisis bekehrt. Einst war er ein beliebter Modeprediger, umschwärmt von beschäftigungslosen frommen Damen und — die Hoffnung der Kirchenbehörde. Da geht ihm in einer überwältigenden Vision die Nichtigkeit seines Wirkens und der Ernst des Christentums auf. Als er nach der Predigt in der einsamen Kirche weilt und ein letzter Lichtstreif auf das Bild des Heilandes fällt, da spricht dessen sorgenvoll banges Angesicht: Halte deine Predigt noch einmal. Er fühlt es wie ein Gericht. Er fühlt, daß er der Gefahr der angestellten Kirchenleute erlegen ist, das Heilige geschäftsmäßig als Religionsgewerbe zu betreiben, mit dem Blick auf die Kundschaft. Aus der Erfahrung dieser Stunde heraus richtet er die Mahnung an den

Konsistorialpräsidenten, seinen Jugendfreund: „Das ist die Gefahr des Pfarramts, darauf ihr Obern achten müßtet, daß wir nicht verbeamten und nicht schamlos werden gegenüber dem Heiligen.“ Die Krisis jener Stunde führt zu einer religiösen Wiedergeburt: er wird wie eines jener Kinder, denen das Himmelreich gehört.

Als Sinnbild solcher Art gestaltet sich das Verhältnis des Pfarrers zu seiner Mutter. Diese, der Welt abgestorben, lebt nur noch in dem Bedürfnis und der Notwendigkeit, ihrem in tiefer Religiosität weltfremd gewordenen Sohne Zeugin, Mitfühlende und Verstehende zu sein: er ist ihr die reine Stimme des Ewigen.

Damit verknüpft sich ein schweres Problem: das Verhältnis dieses Ewigkeitsmenschen zu seinem Weibe. Ein von dem Mann nicht gefühlter, dem Weibe schmerzlich bewußter Riß geht durch die Ehe; der Mann ist zum Kind geworden, das bei der Mutter die symbolische Atmosphäre findet, in der ihm ein reines Atmen möglich ist. Die Frau steht sehnsüchtig daneben. Erst der schwere Kampf, der beginnen soll, und der Tod der Mutter führen die Frau in die Ehrenstellung als Genossin des Mannes ein.

Als Vertreter der Kirche erscheint der Konsistorialpräsident, nicht nur Jugendfreund des Pfarrers, sondern diesem auch verwandtschaftlich verbunden: Beider Kinder sind verlobt. Diese nahe Beziehung der beiden Gegner bringt dramatische Vorteile mit sich: der kirchlichen Gegnerschaft wird das nackt Prinzipielle genommen; der Vertreter der Kirchenbehörde bringt dem Pfarrer menschliche Sympathien entgegen. Daß diese trotzdem der kirchlichen Ordnung weichen müssen, beleuchtet grell den unerbittlichen Zwang dieser Ordnung. Zugleich wird die Gefahr deutlich, mit der die Anwendung dieser Ordnung verwüstend in das verwandtschaftliche und gesellschaftliche Leben eingreift.

Der Vertreter der Kirchenbehörde ist ohne Karikatur gezeichnet als ein Jurist, dem die strenge Sachlichkeit des Gesetzes selbstverständlich ist, ein Jurist, der alles menschliche Fühlen für ein besonderes, außeramtliches Leben reserviert. Seine Schlußfolgerungen im vorliegenden Falle sind von einleuchtender Selbstverständlichkeit, und ungezählte Kirchenleute werden ihm beistimmen: „Unsere teure Landeskirche beruht in ihrem Bestand auf der unveränderlichen Gültigkeit ihres Bekenntnisses und auf dem garantierten landesherrlichen Schutz ihrer Ordnungen und Privilegien.“ — „Wir können doch nicht unsern Pfarrern gestatten, die Grundlagen der Kirche unsrer Väter zu zerstören? Dein zufälliges Predigtpublikum kann dem Staat nicht das Christentum gewährleisten.“ Dabei fehlt ihm nicht ganz das Verständnis für den Wert religiöser Persönlichkeiten wie die des Pfarrers. „Es ist gewissermaßen eine harte Sache auch für uns, ich gebe es zu, daß die tüchtigsten Geister sich gegen die überkommenen Autoritäten wenden. Und was gibts für Armseligkeiten im Pfarrstand, und das muß man in Ruhe lassen. Solche Hellmunds sind vielleicht Vorläufer, Spitzenreiter ins unbekannte Land. Wir müssen aber mit dem Gros marschieren auf gebahnten Wegen. Wir müssen die rückwärtige Linie sichern für den Nachschub.“ Das Irrlehregesetz ist deshalb eine Notwendigkeit und ist wegen seiner Toleranz und Hochachtung selbst vor der irrenden Ueberzeugung als Kulturdokument zu preisen. Das Gesetz entäußert sich seiner Schärfe und begnügt sich mit der einfachen Feststellung, „ob der Pfarrer mit seinem amtlichen Wirken innerhalb des geistigen Kirchenbezirks gewissermaßen noch ortsansässig ist.“

Also entwickelt sich klar und folgerichtig der Standpunkt der Rechtskirche. Es ist das Frauenherz, das im Schauspiel sofort empfindet: „Genug, Herr Präsident! Hellmund kommt auf Ihre Guillotine.“

Demgegenüber steht nun der religiöse Subjektivist mit seiner Ueberzeugung, seiner Wirksamkeit und seiner Gemeinde. Nur eine Sorge liegt ihm am Herzen, das Echo zu sein eines unsichtbaren ewigen Mundes, „den Ton rein wiederzugeben, wie ein Widerhall aus Waldestiefe“. — „Das Gewissen ist das Gottesgnadentum der Seele. Nur kein subalternes Gewissen.“ — „Gebt der Kirche Glaubensfreiheit! Stellt nicht die Gewissen unter Polizeiaufsicht! Ihr Obern sollt euch heiß bemühen, nebensächlich zu werden, und nicht wähnen, die Kirche wäre eine Kinderstube. Erlaubt, daß die Leute wieder eine Ueberzeugung haben. Nicht ihr, das Gewissen der Gemeinde ist das wahre Kirchenregiment.“

Von diesem Menschen gehen Strahlen erwärmender Religiosität nach allen Seiten aus, — wie auf seine Familie, so auf einen Fremden, der, aus dem Zuchthaus kommend, zufällig unter seine Kanzel gerät und von ihm zur Krankenpflege in der Typhusbaracke gewonnen wird. Von dort wird er dann polizeilich abgeschoben, weil nicht heimatsberechtigt. So spiegelt sich im Hintergrunde der Haupthandlung das Problem in einer Parallelerscheinung, in der Wirkung des polizeilichen Rechtsparagraphen auf ein anderes Gebiet des menschlichen Lebens, auf dem ebenfalls Persönliches verwüstet wird.

Der Verlobte der Pfarrerstochter spürt den Einfluß dieses Predigers und gibt ihm aus der Gefühlsart des Leutnants Ausdruck: „Papas Art regt mich förmlich auf. Er hält gar keine Distanz. Mir wars zumute, als rufe er mich gleich beim Namen und mucke mich vor versammelter Mannschaft ab, als wären wir unter vier Augen.“

Seine Gemeinde legt Zeugnis für ihn ab. Es sind keine idealisierten Gestalten, die da auftreten. Da ist der Professor, der mehr für die Aufklärung in einem geschlossenen Kreis von wissenschaftlichen Leuten ist; da ist der Redakteur, der sich als liberaler Pfaffe zu Hellmunds Freunden verläuft; da sind aber auch die treuen Handwerker und der verständnisvolle Hausarzt.

Also ist das Problem scharf erfaßt, die Gegensätze sind aufgestellt, und mit Notwendigkeit führt die Handlung zur Maßregelung des Pfarrers.

Ist soweit die dichterische Bewältigung des Stoffes gelungen, so gilt das Gleiche nicht von der Darstellung in Handlung und Personen. Sind die Szenen schon etwas zu kurzatmig, um Handlung und Personen sich zu vollem Leben entfalten zu lassen, und gelangt die Sprache nicht zu jenem prägnanten Realismus, der in Ausdruck, Satzform und Akzenten das innere Leben der Gestalten entschleiert, so krankt das Stück vor allem an dem tragischen Ausgang und den darauf vorbereitenden Handlungsmomenten. Dazu gehören die Outrierung des Charakters der Mutter, das Giftfläschchen, die Erkrankung des Pfarrers, sein Auftreten bei der Predigt des Stellvertreters oder Nachfolgers und sein Tod.

Es liegt in dem Stoff eine Tragödie; ihr Held aber ist nicht der abgesetzte Pfarrer, sondern würde der Vertreter der Kirchenbehörde sein. Christ sein und um rechtlicher Paragraphen willen lebendig christliche Wirksamkeit zertreten müssen, an den lebendigen Christus glauben und die Auferstehung Christi aus den Aktendeckeln einer Rechtskirche verleugnen, — das ist eine Tragödie, die ein christliches Gewissen zermalmen kann. Diese Tragödie wird vielleicht noch geschrieben.

2

Ist dieses Schauspiel in seiner Gesamthaltung realistisch, so erhebt sich das religiöse Mysterium „Adams Wiederkunft“ zum Symbolischen. Dementsprechend ändert sich die Form: dort die Umgangssprache, hier die Verssprache in höherem Ton.

Adam, der nicht vom Weibe Geborene, ist auch nicht im Traum des Todes gen Himmel gegangen. Mit wachen Augen, in denen Erdenkampf und Erdenleid geschrieben stand, zog er zum Himmel ein. Nun kann er die Erde und seine Menschen nicht vergessen, nicht vergessen auch seinen Kain, der, ein blutig Lammfell in den Händen, ewig die Erde durchirrt und es flehentlich am Himmelstor emporhebt.

Wirkungsvoll hebt sich diese irdische Gestalt Adams ab vom Chor der Seligen:

Die Seligen: Zeitlos ist unsre Zeit.
Kein Untergang der Sonnen
zerteilt Unendlichkeit.
Uns labt des Lebens Bronnen.
Er fließt uns ewig zu.
Wir trinken Tau der Frühe.
Die Seligen sind in Ruh
vor aller Erdenmühe.

Adam: Bei euren weltentrückten Klängen
greift irdisch Heimweh mich
nach Leid und Erdenmenschen.

So wird denn Adam aus dem Himmel entlassen, um Menschentum auf Erden zu suchen. In vier Bildern entrollt sich seine Menschenfahrt, vom Tod begleitet, der rechtzeitig ihm den Blick im Auge töten soll,

wenn Adam fremd auf Erden, sich
vergeblich sucht im Menschen,
weil ihn kein Mensch mehr kennt.

So soll im dramatischen Spiel die Entscheidung gesucht werden, ob ursprüngliches Menschentum auf Erden noch eine Heimat hat.

Das erste Bild zeigt uns, wie Adam in Menschenleid und Sterben Mitleid übt und die spärlichen Blumen der Freude pflegt. Im zweiten führt er den abgeschlossenen und in sich verschlossenen König zur Menschlichkeit zurück, im dritten überwindet er die Sünde, und im letzten nimmt er dem Tode seinen Stachel. So ein Verwandter des zweiten Adam wallt er durch das Erdenland, im wahren Menschentum die ursprüngliche Religiosität kundgebend.

In einer Gebirgsschenke spielt sich der erste irdische Vorgang ab. Einen Kranken bringt Adam und stößt bei den Wirtsleuten auf schroffe Ablehnung, gegen die sich sein von Mitleid überquellendes Herz aufbäumt; aber er kann dem ersten Menschenbruder, den er „Leid“ nennt, nicht helfen, nur ihn begraben. Auch in den übermütigen Ringeltanz von Burschen und Mädchen, bei denen der Urvater Freude und Licht sucht, bricht die Pest ein und mit ihr die würdelose Todesangst. Müde spricht Adam:

Ich kam mit Leid und freute mich.
Leid starb und Freude kam — . . .
und stirbt wohl gleich.

Nur der blinde Spielmann, gewohnt, das Ohr den Stimmen der Musik und der Seele zu leihen, tritt zu ihm:

Du heilge Stimme, du!
Der blinde Spielmann hat dich lieb.

In eine andere Welt führt das nächste Bild: in ein Königsschloß, dessen Herrscher in starrer Einsamkeit sich von Welt und Weib scheidet, in ein Machtreich, in dem jeder Fremdling des Todes ist, in dem menschliche Gefühle in seelenlosem Zwang ersterben müssen. Angesichts der Königsburg ist Adam erschrocken, ahnend die Art dieser Welt:

Ich sah,
wie tausend Hände sich zusammentaten
zu einer Riesenhand und schichteten den Bau.
Bleibt das noch Menschenhand?
Wie wird der Herr von seiner hohen Zinne
den Abstand überwinden, bis er
im letzten Winkel Seinesgleichen noch umarmt?

In diesem Reiche Kanzler ist der Tod; Adams Wirken ist ein Ringen mit diesem.

Von einem Weibe, das unter einem Fruchtbaum sitzt und ein Kind stillt, dem andern Brot zuteilt, hat er sich ein Stück des Brotes erbeten; er reicht dieses Sinnbild selbstloser Liebe der Königin, und ein tiefes Verständnis für das rätselhafte Füreinandersein der Liebe schlägt in ihr die Augen auf; er reicht dem König ein Stück und vermag, dessen Hand in die der Königin zu legen:

Die Welt der hellen Angesichter
soll eure Liebe bauen.
Du mußt dein steinern Schloß abbrechen.
Du hast dirs um dein Herz herum gebaut.
Brich ab. Dann bau ich dir ein Königsschloß.

In diesen ersten Frühlingstag hinein bricht jäh der Triumph des Todes. Kain wird gebracht, angeklagt, des Landes Wehr erspäht zu haben; er, der Urmörder, gilt als Vorläufer eines feindlichen Heeres, mit dem nun ein Blutabzapfen um die Wette stattfinden soll, so daß der Tod frohlockt:

Das Leben ist ein Morden, um zu leben.

Adam aber flüchtet vor dem Entsetzlichen zu Kain in die Nacht des Kerkers.

Im Kerker, dem Schauplatz des dritten Bildes, folgt Kain weiter der trotzigen Verstockung der Sünde, die ihn den milden Blick des Vaters fliehen läßt. In wildem Genuß mit einer Dirne will er das Leben als ein lockeres Mahl wüst genießen. Aber Adams liebevolles Verständnis weiß das Gewissen der Dirne zu erwecken, und in dem Dunkel des Kerkers tönt das lichte Wort: Dir ist vergeben.

Da wird Kain zum Verräter, indem er Adams Wesen kund gibt. Verkleidet sollte Adam seine Pilgerfahrt tun, wie der Tod sagt:

Verkleidung ist auf Erden Alles.
Was ist, muß erst enthüllet werden,“

während Adam meint: Seine Kinder sollen ihn finden und in seine ausgebreiteten Vaterarme eilen, wenn er ihnen wahres Menschentum kund getan hat. Statt dessen gibt Kain roh das Geheimnis preis, und statt des ersehnten Augenblickes der Wiederfindung beginnen Kirche und Theologie die Untersuchung, ob sie wirklich den ersten Menschen vor sich haben. Ihm fehlt der Nabel, das Mirakulum ist fertig. Außer sich über die Brutalität einer veräußerlichten, Glaubenstatsachen konstruierenden „Religion“, verflucht Adam den Tag seiner Wiederkunft. Er und Kain vergreifen sich an den Priestern, was sofort den Umschlag zur Folge hat, daß der eben noch als Erlöser Gepriesene als Sohn der Hölle verschrieen wird. Er wird gefesselt.

Adam und Kain werden im Schlußbilde zum Hochgericht geführt, und hier soll Adam seine höchste Kraft entfalten. Der Tod, der sich weigert, ihn zu berühren, muß bezwungen werden:

Du starr Gespenst, du bist
des Landes Gott, die große Furcht,
die erst muß überwunden sein,
daß Menschen werden.
So stumm und dürr, ich wandle dich.
Daß, wer dich künftig schaut,
an deiner Statt mein Antlitz schaut,
gebreitet meine Vaterarme.

Mit Kains blutigem Fell nimmt er dessen Leid und Schuld von ihm, als stellvertretendes Sinnbild der Menschheit. Zum Sterben bereit aus innerm Zwang, bricht er den äußern Zwang des Todes:

Der Mensch ist doch der Welten Mund.
Sing Herz, du bist der Schöpfung Stimme.
Verstummtest du, wär ohne Klang
das ungeheure Weltgeschehn.
Du Menschenherz bist Weltenheiland . . .
Erlösung als der höchste Wille
unendlich waltet in der Stille.

Aus der beginnenden Morgenröte heraus ertönt bestätigend der Gesang der Seligen:

Wir sind das Lied der Kraft,
die, heilig ungeboren,
zukünftig Wesen schafft
hervor aus dunklen Toren,
Und was in Erdenstreit
ist kämpfend hingeschieden,
das singen wir erneut
als klingend Nie-ermüden.

Also geht nichts verloren im Erdenleben; ein heiliger Wille ruft die Geschlechter hervor, läßt sie vergehen und wiederkehren, und in dieser Ordnung des Chaos sieht der Tod sich als Mittel zum göttlichen Werden eingeschlossen, als „die Brücke für den künftgen Tag“.

Im Tode darf Kain Erlösung finden; um immerfort wiederzukehren, schließt Adam die Augen, zusammenfassend seines Wesens Sinn:

Durch Sterben lebe ich.
Und immerfort bin ich im Kommen.
Ich brachte euch die Rückkehr zu euch selbst,
die zweite Kindlichkeit.
Künftig Jedweder ist in Jedermann.
Das Glück ist Tausch.
Sprich Du, nicht Ich,
und sei erlöst.

Diese Dichtung ist kühn, tief und selbständig. Sie ringt mit den höchsten Gedanken und läßt sie nicht Gedanken bleiben,

sondern kleidet sie in Sinnbilder, die lebendig sind, wenn auch eine gewisse Hast in der Entwicklung hier und da ihr volles Leben beeinträchtigt, wie auch die Sprache noch Spuren des Ringens mit dem Stoff zeigt. Doch wird man dies lieber in Kauf nehmen als oberflächliche Glätte. Jedenfalls offenbart sich Philippis künstlerische Kraft in diesem Drama stärker als in „Pfarrer Hellmund" und zeigt damit, daß dichterische Gestaltung der Idee im großen Stil seiner Eigenart mehr entspricht als solche der Wirklichkeit.

Der Idee nach dient die Dichtung dem psychologischen Verständnis der ursprünglich menschlichen Religiosität. Diese ist Erfahrung des göttlichen Sinnes des Lebens als eines Wachsens wahren Menschentums durch Mitleiden, Mittragen der Sünde und des Leides der Andern und durch Liebe, mit der ehrfürchtigen Bescheidung:

Laß Zeit dem Menschensohn. Geduld!
Bringt Keiner Sinn mit einem Ruck
ins Ganze. Doch bist du selber Sinn,
wirst du dem Ganzen dienen.

Gerhard Heine

Eindrücke vom Metzer Katholikentage

Dem Metzer Katholikentag konnte ich als Pressevertreter beiwohnen und hatte daher Zutritt nicht bloß zu den öffentlichen, sondern auch zu den geschlossenen Versammlungen, während natürlich die Ausschußsitzungen, in denen die eigentlichen Interna verhandelt werden, unter vollem Ausschluß der Oeffentlichkeit abgehalten werden. Für einen evangelischen Theologen ist es sehr lehrreich, für ein paar Tage ein Gastzimmer im Hause des deutschen Katholizismus angewiesen zu erhalten. Man wird immer wieder an des Dichters Wort erinnert: Greift nur hinein ins volle Menschenleben — und wo ihrs packt, da ist es interessant.

Interessant war mir zunächst die Wahrnehmung, wie in manchen Fragen eine verwandte Stimmung die kirchlichen Kreise des deutschen Katholizismus wie des deutschen Protestantismus beherrscht. Hüben wie drüben hat man erkannt, daß für die christliche Mission eine Entscheidungsstunde geschlagen hat und daß insbesondere die Entwicklung der Dinge in Ostasien unsere gespannteste Aufmerksamkeit verdient. Hüben wie drüben herrscht der lebhafte Wunsch, die Kreise der Intellektuellen und Begüterten für die Mission zu gewinnen. „Wir haben 800 katholische Millionäre in Deutschland!" Was leisten sie für die Mission? Auch die Frauenfrage findet mehr Beachtung als früher. Wenn ich recht verstanden habe, war es in Metz das erste Mal auf einem Katholikentage, daß die Ordensfrauen den öffentlichen Verhandlungen beiwohnten. Dieser Bruch mit der Ueberlieferung läßt erkennen, daß man auch im heutigen Katholizismus ganz anders als früher den Frauen das Recht einräumt, an den Kämpfen des öffentlichen Lebens wenigstens als Zuschauerinnen teilzunehmen. Daß es bei dem Zuschauen und Zuhören nicht allein sein Bewenden haben wird, liegt auf der Hand. Auch die Zurückhaltung der Gebildeten am kirchlichen Leben ist eine hüben wie drüben empfundene Not. Ihrer Bekämpfung galt ein eigener Vortrag, der des Seminardirektors a. D. Dr. Hoeben, eines Redaktionsmitgliedes der Kölnischen Volkszeitung, über die religiösen Pflichten des gebildeten Laienstandes. Des Paters Bonaventura Schlußrede, ein rednerisches Meisterstück, hätte mutatis mutandis ein Mann wie der verstorbene Stoecker dem Inhalte nach auch halten können; aber auch für den freier gerichteten Protestanten, dem die Grundstimmung der schärfsten Gegensätzlichkeit zum heutigen modernen Leben als einem großen Abfall von Gott fremd ist, bot der Dominikanerpater manche Ausführung, die einem sympathischen Widerhall finden mußte. Gehäufte Zitate aus unsern Klassikern waren wohl geeignet, den Eindruck gemeinsamer Güter zu verstärken. Trotz aller Rollläden vor den Fenstern des katholischen Hauses leuchtet der Glanz des Sternenhimmels unserer protestantischen Klassiker eben doch immer noch in die Zimmer hinein. Auch der Glanz der Reformation. So verstieg sich der Abbé Tilly aus Metz zu einem Hymnus auf den Segen der Berufsarbeit. Das ist die große Botschaft, welche die katholische Religion der Menschheit gebracht hat durch die gute Meinung, daß die Arbeit den Menschen adelt und Gott so angenehm ist wie das Gebet. „Berufsarbeit ist das Eintrittsgeld in den Himmel, das jetzt hinterlegt werden muß." Wie hier das Lebensideal unter dem Einfluß der Reformation eine Entwicklung über das des Mittelalters hinaus gefunden hat, dürfte mit Händen zu greifen sein. Wohltuend mochte den Evangelischen auch manche anerkennende Aeußerung über die Arbeit der Inneren Mission, des Gustav Adolf-Vereins, der studentischen Missionsvereine usw. berühren. Freilich, sieht man näher zu, so findet man, daß solche Klänge im Stimmgewirr des von so hohem Selbstgefühl durchdrungenen Katholizismus immer nur dann erklingen, wenn man hoffen darf, den Wetteifer dadurch anzuspornen.

Die Beurteilung, die der Protestantismus grundsätzlich findet, ist eine durchaus und lediglich ablehnende. Das Wort Erzbergers in einer der geschlossenen Versammlungen „Von der Energie der Katholiken wird es abhängen, ob das Gesicht Ostasiens ein katholisches oder neuheidnisches wird" spricht Bände. Die evangelische Mission leistet eben doch nur einen Beitrag zum Aufbau eines neuen Heidentums, nicht zum Siege des Christentums. Hielt man mit der Bekundung solcher Ueberzeugung auch in den öffentlichen Versammlungen klug zurück, so explodierte sie da, wo man glaubte, mehr unter sich zu sein. Auch die Art, wie für den Bonifatiusverein in den geschlossenen Versammlungen Stimmung gemacht wurde, offenbarte die unerbittliche Strenge, mit der auch der heutige Katholizismus daran festhält: Extra ecclesiam nulla salus. Wird auf unseren Gustav Adolf-Versammlungen der Sorge Ausdruck gegeben, Glieder unserer Kirche könnten dem Druck der Diaspora nachgebend dem Katholizismus anheimfallen, so operiert der Katholizismus immer nur mit der Vorstellung des ewigen Seelenheils, das auf dem Spiel stehe. Damit haben wir uns als mit einer Tatsache abzufinden. Der Protestantismus ist dem Ultramontanismus schließlich doch in jeder Erscheinungsform der Seelenverderber. Daran ändern alle Losungen von gemeinsamer christlicher Weltanschauung, gemeinsamer christlich-positiver Ueberzeugung nichts. Mögen auch protestantischer Konservativismus und ultramontaner Katholizismus schon wegen ihrer Hochschätzung des Autoritätsgedankens sich zu einander hingezogen fühlen, die gegenseitige Beurteilung dieser beiden Größen ist eine grundverschiedene. Für den ultramontanen Katholiken bleibt auch der konservativste Protestant der Ketzer, und im Stillen urteilt er über die Zukunft Deutschlands nicht viel anders als über die Ostasiens: Katholisch oder neuheidnisch.

Diese Intransigenz des Denkens und Empfindens läßt erst vollends die Siedehitze erbitterter und verbitterter Stimmung begreifen, die die Mischehenverluste der katholischen Kirche unter ihren Getreuesten hervorrufen. Ein auf dem Katholikentag verteiltes Flugblatt des Bonifatiusvereins gibt folgende statistische Angaben: In Preußen waren von 100 Ehen bis zum Jahre 1867 ca. 4 Mischehen, bis 1874 waren es 5, bis 1880 waren es 6, bis 1890 7, bis 1906 8, von da ab ständig über 9. Von diesen Mischehen wurden katholisch getraut bis 1864 51,1 %, bis 1885 45,6 %, bis 1890 45 %, bis 1895 44,3 %, bis 1900 43,5 %, bis 1905 43,2 %. Diese katholischen Mißerfolge sind keineswegs lauter evangelische Erfolge. Die Abwanderung in die vom sozialistischen Geist so stark ergriffenen Großstädte fügt dem Katholizismus die größten Verluste zu. Sie ist, wie ein Redner meinte, eine unausgesetzte Blutabzapfung für den Katholizismus. Zehntausende gehen ihm verloren. Der für diese Fragen zuständige Ausschuß hatte nun offenbar einen bis ins Kleinste durchdachten Feldzugsplan ausgearbeitet, wie die Riesenorganisation des katholischen Vereinswesens Hand in Hand mit den katholischen Einzelgemeinden den Abbröckelungsprozeß zum Stillstand bringen solle. Ohne Zweifel stand man unter dem Eindruck, daß es bisher an klarer Erkenntnis der Gefahr und zielbewußtem Wollen gefehlt habe, und war sehr befriedigt, aus der Praxis für die Praxis wertvolle Erkenntnisse gewonnen zu haben. Der deutsche Protestantismus wird

sich klar machen müssen, daß wie auf dem Missionsfelde auch im Wettbewerb der Konfessionen in der Heimat sein römischer Gegner mehr wie je entschlossen ist, alle Kraft einzusetzen, um verloren gegangene Stellungen neu zu erobern. Und das auf allen Gebieten, auch da, wo der Katholizismus sich an dem Wettrennen bisher kaum beteiligt hat. Man denke nur an den „Kampf um die Bühne", zu dem Pater Bonaventura in seiner großzügigen Schlußrede aufforderte. „Wir müssen uns viel mehr um die Großmacht der Bühne kümmern." So hartnäckig sich der heutige Katholizismus dem geistigen Fortschritt widersetzt, so sehr hat er an Verständnis für die Moderne in dem Sinne gewonnen, als er die Großmächte des modernen Lebens, vor allem Presse, Kunst und Bühne, in den Dienst seiner Gedanken mit wachsendem Geschick zu stellen bemüht ist.

Besondere Sorgen bereitet ihm naturgemäß die Presse. Der Kampf um die Presse wird sicherlich an Schärfe zunehmen. Möchte doch insbesondere unsere liberale Presse aufhören, durch Mangel an Verständnis für die Lebensmächte der Religion Wasser auf die Mühlen des Klerikalismus zu treiben. Es ist ja sicherlich vieles schon besser geworden, namentlich wenn man bedenkt, wie verhältnismäßig jungen Datums die Bestrebungen unter unserer evangelischen Theologenschaft sind, sich der Presse zu bemächtigen. Aber der Schade, der einer romfreien Weltanschauung zugefügt wird, indem unsere Zeitungen da versagen, wo die Kraft des Gegners liegt, ist unermeßlich. Ein gut Stück deutscher Zukunft wird hier entschieden.

Ein Bericht über den Metzer Katholikentag würde wesentliches übergehen, wenn er nicht auch den Eindruck einer Rede wenigstens andeutete, die neben der des Pater Bonaventura das eigentliche Hauptereignis darstellte, der des Bischofs Faulhaber von Speier über das Mailänder Edikt und die Freiheit der Kirche. In dem früheren Straßburger Universitätsprofessor hat der deutsche Episkopat einen Mann von überlegener geistiger Begabung, eine wirkliche Führergestalt gewonnen, neben der sich die übrigen Bischöfe außerordentlich bescheiden ausnahmen. Ein Mann von Geist und ein Meister der Rede. Aber es war niederdrückend, zu sehen, wie ein Theologe, der den Vorzug gehabt hat, jahrelang die Luft des deutschen Universitätslebens atmen zu dürfen, seine reichen Gaben skrupellos — ich finde keinen andern Ausdruck dafür — in den Dienst der Verhetzung der Massen stellte gegen den Staat, ohne dessen Vertrauen er nicht an der Stelle stünde, an der er steht.*) Daß er für Rückberufung der Jesuiten plaidiert, wird ihm Niemand verübeln. Aber daß ein mit geschichtlicher Bildung ausgerüsteter Kirchenfürst alles ausschaltete, was die Massen auch nur zu einem Mindestmaß von gerechter Beurteilung der Beweggründe des Gegners hätte befähigen können, daß er mit keiner Silbe andeutete, wie doch nicht Katholikenhaß, sondern ernste vaterländische Sorge auf Seite der Anhänger des Jesuitengesetzes zum allermindesten mit im Spiele ist, das war ein niederdrückendes Erlebnis. Ein ehemaliger deutscher Professor, im Schmucke bischöflicher Würde in der Rolle eines von leidenschaftlichem jesuitischen Haß gegen den modernen Staat beseelten Demagogen — wir müßten nicht hoch denken von deutscher Wissenschaft, wenn uns dieses Schauspiel nicht geschmerzt hätte.

Glücklicherweise gab es doch auch erquickliche Bilder. Ich denke an den Frh. v. Steinäcker, dessen grade, ritterliche, soldatische Art mich lebhaft an den früheren ersten Vorsitzenden des Evangelischen Bundes Exz. v. Lessel erinnerte, an den Redakteur Jost, dessen sympathisches Auftreten einen deutlichen Eindruck von den sittlichen und religiösen Kräften vermittelte, die in der katholischen Sozialpolitik am Werke sind, an den Pater Bonaventura, dessen tiefreligiöse, gewaltige Rede so manches wieder gut machte, was von andern Rednern gesündigt war, an die frisch von Herzen kommende und dabei taktvolle Art, wie Mancher auch nationale Töne auf dem Boden der alten Schicksalsstadt Metz erklingen ließ. Alles in Allem: es ist eine ungeheuer komplizierte Welt, die Welt unseres heutigen deutschen Katholizismus. Wir sollten sie fleißiger studieren. Es ist viel Schiefes in der landläufigen protestantischen Beurteilung des Katholizismus. Je gerechter wir ihn beurteilen, um so gefährlicher werden wir ihm. Und daß wir ihm im Letzten doch überlegen sind, diesen Eindruck empfängt ein evangelischer Christ nirgends deutlicher als auf einem Katholikentag.

Otto Michaelis

*) Und das ist nun derselbe Bischof, den wir aus Anlaß seiner Rede „Wir Akademiker und die Kirche" erst in diesem Jahre Nr. 13 Sp. 304 so hoffnungsvoll begrüßt haben! D H

Zwei Revuen

„Die gegnerische Presse hat sich diesmal und besonders vor dem Beginn unserer Tagung sehr eingehend und sorgenvoll mit uns beschäftigt" — dieses Schlußwort des Präsidenten der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz war richtig. Man erwartete in Metz Ueberraschungen. Verschiedenster Art. Es wurde gemunkelt von französischen Versammlungen — auf deutschem Boden, gar in Elsaß-Lothringen, wo dank den jüngsten politischen Vorfällen die deutsch-elsässisch-französische Spannung wieder außerordentlich stark geworden ist; kein Wunder, daß die alldeutsche Presse, Rheinisch-Westfälische Zeitung und Tägliche Rundschau voran, dahinter so etwas wie Vaterlandsverrat witterte und das auch während der Tagung selbst aussprach! Ferner: Metz gehört zwar nicht, wie es in einem Blatte hieß, zur Diözese des „streitbaren Bischofs Korum", aber man wußte, daß der Trierer Herr kommen würde, und im Metzer Bischof Benzler etwa gerade einen Vorkämpfer des kulturoffenen, mehr national als ultramontan gerichteten Katholizismus zu sehen, hatte man wirklich keine Veranlassung. Wie, wenn nun die Metzer Tagung zu einem energischen Vorstoß der „Berliner" gegen die „Kölner" benutzt werden sollte? Wenn gerade die bischöfliche Autorität, die auf ihrer Seite zu haben der „Kölner" starker Schirm war, hier sich gegen sie kehrte? — Ganz aus der Luft gegriffen waren alle derartigen Fragen nicht: „unsere Wege waren von Anfang an nicht ganz geebnet", gab in dem gleichen Schlußwort der gleiche Redner zu. Die Einzelheiten dieses Vorspiels hinter den Kulissen sind nicht bekannt geworden, sie werden in der Richtung jener von der gegnerischen Presse aufgestellten Vermutungen gelegen haben; für die Würdigung dieses Katholikentages ist die Hauptsache die Ueberwindung aller Schwierigkeiten in dem Maße, daß man nach außen hin ein Bild katholischer Einheit und Geschlossenheit liefern konnte. Wenn irgend einer, so muß dieser 60. Katholikentag unter dem Gesichtspunkte der Taktik gewürdigt werden. Er war eine zu bestimmtem Zwecke inszenierte Paradevorstellung und bewies wieder einmal glänzend die katholische Organisationskunst. Diese Regisseure bei der Arbeit zu beobachten, reizt förmlich den Zuschauer.

Zunächst hat das Lokalkomitee, was meines Wissens sonst nicht üblich war, schon vor Beginn der Tagung sich praenumerando den päpstlichen Segen geben lassen, um ihn dann während der Versammlung selbst noch einmal zu erbitten; der ganze Katholikentag war damit gleichsam von vorn herein von allerhöchster Stelle legitimiert, was auch kommen mochte. Es konnte aber wohl nach dieser Autorisierung nicht allzuviel kommen; denn wer würde Friedensstörer sein wollen, nachdem der Papst gesegnet hatte? Weiter hat man die Tagung mit einem außerordentlichen Aufgebot an Episkopat versehen. Die Bischöfe Benzler aus Metz, Fritzen aus Straßburg, Faulhaber aus Speyer, Korum aus Trier, Koppes aus Luxemburg, Weihbischof von Haehling aus Paderborn waren persönlich anwesend, Keppler von Rottenburg und die Fuldaer Bischofskonferenz hatten ein Schreiben geschickt. Und dieser Episkopat war mit der Versammlung solidarisch; wer aber weiß, wie Pius X. in den Bischöfen die starke, zuverlässige Stütze seines Regimentes zu haben vermeint, versteht sofort die demonstrative Bekundung des bischöflichen Protektorates über die Metzer Tagung. Auch das war Legitimierung und Autorisation; speziell der Volksverein für das katholische Deutschland — er hatte seine Gründe, war er doch vor noch nicht langer Zeit ein wenig enfant terrible gewesen — versäumte nicht dem Episkopate seine treue Ergebenheit wiederholt zu bezeugen. Sodann gab man dem Katholikentage Jubiläumscharakter; dreifach sogar, und Jubiläen pflegen

Stimmung zu machen, Zögernde mitzureißen, Nörgler verstummen zu lassen, zumal wenn es an dem Objekt des Jubiläums eigentlich nichts zu beanstanden gibt. Man feierte den Abschluß des sechsten Jahrzehntes dieser „Hochfeste des Glaubens, auf denen man aufs neue seiner Kraft bewußt wird“ — und welchem Katholiken läge nichts an diesem Kraftbewußtsein? —, man feierte das hundertjährige Geburtsfest des Gesellenvaters Kolping und gewann damit Gelegenheit, das — wohl verdiente — Loblied der katholischen sozialen Wirksamkeit zu singen, und man feierte endlich — und dafür hatte man an Rom ein unmittelbares Vorbild — den Jubelgedenktag des Mailänder Toleranzediktes von 313. Die berühmten Worte der konstantinischen Christusvision: In hoc signo vinces!*) klangen immer wieder durch Reden und Ansprachen hindurch. Am lautesten in der Rede des Dominikanerpaters Bonaventura über „die Entchristlichung des öffentlichen Lebens“ — rednerisch jedenfalls der besten Leistung des Kongresses: der Präsident ließ sich fast zu einem Panegyrikus auf den „gottbegnadeten, herrlichen Mann“ fortreißen, der allerdings auch inhaltlich etwas zu sagen wußte — und dem Vortrage des Bischofs Faulhaber über „das Mailänder Edikt und die Freiheit der Kirche“. Ob die Zuhörer wohl ein wenig nachgedacht haben über die Geschichtsauffassung ihres geistlichen Oberhirten? Mit gewandter Kunstfertigkeit stellte der Redner die Kirchengeschichte einfach auf den Kopf: der moderne Toleranzstaat war durch Konstantin etabliert, und die Gegenwart steht unter dem Zeichen der Intoleranz: unter stürmischem Beifall wurden das Toleranzedikt von Mailand und das Intoleranzedikt von Berlin (der Bundesratsentscheid vom 28. November 1912 über die Ausführung des Jesuitengesetzes) gegenübergestellt. Das wirkte. Nicht minder, als Konstantin seinen Ehrennamen „der Große“ durch die Großzügigkeit seiner inneren Kirchenpolitik verdient haben sollte: „mit kleinlichen Polizeimaßnahmen läßt sich eine Religion mit göttlichem Wahrheitsgehalt nicht unterdrücken“ — und dabei hat dieser Kaiser gegen die Donatisten mit Feuer und Schwert gewütet. Ganz konnte Bischof Faulhaber die Despotie Konstantins nicht wegdisputieren, aber „die laienpäpstliche Rolle, die er auf dem Konzil von Nicäa und in anderen rein kirchlichen Fragen spielte“ war nur die „Tragik“ in seinem Leben; mit ihm begann die aufsteigende Entwicklungslinie der Kirche, deren Höhepunkt Bonifaz VIII. ist, während alles Staatskirchenregimentliche nach abwärts führte, von Justinian bis auf Joseph II. und, fügen wir hinzu, bis zur Gegenwart. Denn „die Kirche ist verfassungsgemäß ein hierarchischer Zentralbau, kann also keiner Nation zu liebe in ein Pavillonsystem von Nationalkapellen aufgelöst werden“ — so richtig das ist, zeigt es doch nur zu deutlich die Notwendigkeit ständiger Reibung zwischen Katholizismus und modernem Staat. Bischof Koppes brachte dafür sofort das praktische Beispiel durch seine scharfen, unversöhnlichen Worte gegen den Liberalismus in Luxemburg. Peinlich wirkte dabei die unwahre Beschuldigung auf schmutzige Geldgier — die Luxemburger Liberalen haben sie laut Meldung der Frankfurter Zeitung mit gerichtlicher Klage beantwortet.**)

Das Alles waren, wenn ich so sagen soll, genuin-katholische Punkte, die die Massen geschlossen hinter sich hatten. Die übliche Protestnote gegen die Okkupation des Kirchenstaates, in der Begründung durch den vom vorjährigen Aachener Katholikentage her noch genugsam bekannten Justizrat Schmitt wohl etwas stärker unterstrichen als sonst, die Forderung der Konfessionsschule und dergleichen kamen hinzu. Mit dem Bedenken gegen die französischen Versammlungen ist man rasch, und wie man sagen muß, sehr richtig fertig geworden. „Die Sache liegt ganz einfach. Die Bevölkerung aus der Umgegend von Metz beherrscht zum großen Teil die deutsche Sprache nicht so vollkommen, um Verhandlungen mit vollem Ernst folgen zu können. Die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands wendet sich aber zunächst an die Umgebung ihrer jeweiligen Tagungsorte. Da wäre es doch töricht, ausschließlich eine solche Sprache zu wählen, welche die Umwohner nicht verstehen.“ Dagegen ist wirklich nichts zu erinnern; hier Vaterlandsverrat wittern zu wollen, war eine Torheit; man hat die elsaß-lothringische Frage ruhen lassen, und wenn allem Anschein nach bei der studentischen Huldigung ein wenig mit den Schlägern gerasselt wurde, so pflegt man doch sonst den Hurrah-Patriotismus von dieser Seite eher zu züchten als einzudämmen. Die französischen Katholikenversammlungen in Metz haben Elsaß-Lothringen nichts geschadet, weniger jedenfalls als manches Andere, das von der Gegenseite kam, wenn es auch den Mund zu voll nehmen heißt, mit der Rhein- und Wiedzeitung (Nr. 197) zu schreiben: „Der Metzer Katholikentag hat die französisch sprechende Bevölkerung der Reichslande der deutschen Bevölkerung mehr genähert als zehn Jahre Regiment Wedel - Zorn v. Bulach in Straßburg.“ Daß man die Protestanten der Toleranz versicherte, ist üblich auf den Katholikentagen; es soll das harmonische Bild schattieren helfen, ohne praktisch viel zu besagen.

Wertvoller schon war es, wenn Pater Bonaventura alle jene „freudig begrüßte, die, wenn sie auch nicht in unsern Reihen stehen, doch an den Flanken den gemeinsamen Feind bekämpfen.“ Das schnitt das Problem der „interkonfessionellen Basis“ an, und das hier Begonnene führte der Präsident Fürst Löwenstein sehr geschickt zum Abschluß. Er proklamierte sehr wirkungsvoll den „Frieden von Metz“ d. h. er verlas die päpstliche Gewerkschaftsenzyklika und unterstrich im Sinne der vom deutschen Episkopat gegebenen Interpretation die Existenzberechtigung der interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften. Das war zwar nicht formell, aber tatsächlich eine Kundgebung für „Köln“. Unter die Signatur „Friede“ gestellt, sollte es jedoch das Glanzstück der Metzer Tagung werden, und ist es, äußerlich betrachtet, auch gewesen.

So schien es in Metz erreicht: das einige katholische Deutschland, geeint unter seinem Episkopat, in treuer Hingebung an den Papst. Die Erzielung dieses Bildes ist der ganze Zweck des 60. Katholikentages gewesen. Wenn die Frankfurter Zeitung von der ungeheuren Dürftigkeit der Metzer Tagung sprach, so hatte sie nicht ganz Unrecht, wurde aber ihrem Hauptzweck nicht gerecht. Man brauchte ein Schaustück, um es vorführen zu können zum Beweise: Bei uns ist Alles in bester Ordnung. Hinter diesem forcierten Einheitsbilde steckte tatsächlich die ungeheure Angst und Beunruhigung, die seit dem Regimente Pius X. im Katholizismus, voran im deutschen, herrscht. Man mußte ein Einheitsbild liefern, um vor neuen Störungen und Ueberraschungen sicher zu sein. Quieta non moventur, was ruhig ist, läßt man in Ruhe. Darum liegt, wie gesagt, die Bedeutung der Metzer Tagung auf dem Gebiete der Taktik.

Rom gegenüber ist sie — bis jetzt — gelungen. Der Osservatore Romano quittierte in einem längeren offiziösen Artikel dankend über die vorzügliche Disziplin der deutschen Katholiken, Unità Cattolica und Civiltà Cattolica schlossen sich an. Anders in Deutschland. Hier ist gerade dank diesem „Frieden von Metz“ der Streit der Richtungen neu entbrannt. Die „Berliner“ haben in Metz ihre Sondertagung abgehalten, Bischof Korum hat sie geleitet, und seine Worte an die „lieben katholischen Arbeiter“ waren eine nicht mißzuverstehende Aufforderung zum Kampf. „Wir wollen euch schützen und bewahren vor gefährlichen Ausbrüchen, zu denen euch Andere verführen wollen.“ (Abdruck der Rede in Klarheit und Wahrheit Nr. 34.) Das bezog sich schwerlich, wie die Kölnische Volkszeitung interpretierte, nur auf den Streik. Mit welchen Mitteln auf dieser Seite gearbeitet wird, zeigte der ordinäre Artikel der Kölner Korrespondenz, der die ganzen Katholikenversammlungen unter das Zeichen des Alkoholrausches stellte — das ging sogar „Klarheit und Wahrheit“ und den Petrusblättern über den Spaß, die Korrespondenz mußte revozieren. Dekan Backes sendet eine neue Streitschrift über die Gewerkschaftsfrage in die Welt, und der Akteur der Osterdienstagskonferenz, Roeren, wohl gestärkt durch den persönlich erhaltenen päpstlichen Segen und ein mit eigenhändiger Widmung versehenes Papstbild (vgl. Klarheit und Wahrheit Nr. 35), läßt in seiner Broschüre „Zentrum und Kölner Richtung“ den Streit

*) Unter diesem Zeichen wirst du siegen!

**) Eine ähnliche Entgleisung begegnete dem Weihbischof v. Haehling in seiner Darstellung der Erziehungsverhältnisse in Sachsen. Doch wurde der Fehler sofort berichtigt (Köln. Volkszeitung Nr. 755). Befriedigen können übrigens die sächsischen Zustände Niemand.

um den Charakter des Zentrums neu entbrennen. Die Gedanken sind die alten, und wir brauchen darum nicht weiter darauf einzugehen.*) Es wird sich fragen, ob das Metzer Schaustück in Rom — denn darauf kommt es an — die Kraft besitzt, die ultrareaktionäre Strömung einzudämmen. Vielleicht gibt die nächste Katholikenversammlung, die in Münster — sie nach Köln zu bringen, ist nicht gelungen — tagen wird, darüber Aufschluß. Der deutsche Katholizismus lebt auf einem Vulkan; es ist gut, wenn er, wie in Metz, sein Observatorium möglichst widerstandsfähig baut, aber die Kräfte in der Tiefe geben schließlich doch den Ausschlag.

2

Am Tage der Eröffnung der Katholikenversammlung (17. August) hatten wir in Zürich eine andere Revue: Bebels Leichenbegängnis. Zürich war, wie es treffend hieß, Hauptstadt des internationalen Proletariats geworden. Wer aber diese Kundgebung sah, hat einen gewaltigen Eindruck von der Macht der internationalen Arbeiterbewegung empfangen. Gerade dadurch, daß — ganz im Gegensatz zur Katholikenversammlung — nichts „gemacht" war, sondern Alles wie von selbst sich in einander fügte. Es waren Empfindungen, die sich schwer in Worte kleiden lassen; Aesthetik, Geschichte, Ethik und — last not least — auch Religion fanden sich zu einem eigenartigen seelischen Zusammenklang. Künstlerisch war die Unmenge der sämtlich rot gezierten Kränze, die blutroten Fahnen, der dumpfe Wirbelklang der Trommeln, das ehrfurchtsvolle Schweigen der Menge in und außer dem Zuge ein packendes Bild, Banner mit den alten achtundvierziger Farben Schwarz Rot Gold oder dem Porträt von Lassalle verrieten etwas vom historischen Untergrund der sozialdemokratischen Bewegung; aber fast schien mir das Größte zu sein, daß nun diese Riesenkundgebung in musterhafter Ordnung und glänzender Präzision das Volk ganz allein durchführte. Von den berühmten Pickelhauben, die in Preußen derartige Umzüge überwachen, war nichts zu sehen; es ging auch so, und zwar ganz vorzüglich. Wie wenn diese Massen ihre Ehre darein gesetzt hätten, zu zeigen, was sie an Zucht und Selbstbeherrschung fertig bringen. Das hatten wir ja schon vor zwei Jahren beim Generalstreik erlebt, und das drängt sich jedem Beobachter der sozialdemokratischen Bewegung in der Schweiz auf: an der Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie ist zum guten Teile — gewiß nicht ausschließlich — die Schroffheit schuld, mit der die regierenden Kreise ihr begegnen. Bei uns ist die Sozialdemokratie wesentlich bürgerliche Reformpartei geworden, und es war ganz richtig empfunden, als es hieß, das Leichenbegängnis Bebels sei „gut bürgerlich" gewesen. Das leuchtende Rot der Fahnen war nicht das blutige Rot der Revolution, sondern die heilige Flamme einer großen, starken Bewegung. Darum auch die allgemeine Achtung, selbst bei politisch ganz Andersdenkenden; Jedermann stand unter dem Eindruck: es ist ein Großer dahin gegangen, und seine Sache hat der Menschheit noch etwas zu sagen.

Von St. Jakob, der ehemaligen Kirche Pflügers, erklangen die Glocken. Darüber hat man sich in Deutschland erregt und hat die Kirchgemeinde entschuldigen zu müssen gemeint; sie sei darum gebeten worden. Als wenn das an der Sache etwas änderte! Nein, es schwebte wirklich über dieser Bestattung ein feiner, leiser Hauch von Religion. Gewiß nicht von Kirche, aber die Religion ist höher als die Kirche. Wir kennen in der Schweiz Vereine sozialdemokratischer Kirchgenossen und wissen auch hier im Allgemeinen nichts von der Schärfe des Gegensatzes in Deutschland; so war das Glockengeläute nur der Ausdruck des tatsächlichen Hinausgehens dieser Partei über die realpolitischen Brotinteressen in die Sphäre der ethischen und auch religiösen Werte.

Metz und Zürich — beide Revuen sind Kennzeichen unserer Zeit. Beide bedeuten sie wohl einen Wendepunkt für die zunächst betroffenen Lager. Von der Sozialdemokratie erhofft man mit Bebels Tode den Sieg des Revisionismus; der Katholikentag in Metz erstrebte die Selbstbehauptung einer mit den Forderungen der Neuzeit in Fühlung stehenden Kirche. Gelingt die Einschwenkung hüben wie drüben, so ist die Menschheit ein gut Stück weiter gekommen auf dem Wege ihrer Selbstbildung, in der Religion wie Sozialismus und kulturelle Humanität ihren Platz behaupten müssen.

Walther Köhler

*) Man vergleiche Frankfurter Zeitung Nr. 245. In der Beurteilung der Betonung des Zentrums, eine nichtkonfessionelle Partei zu sein, stimmt die Frankfurter Zeitung jetzt ganz mit unseren früheren Ausführungen überein. Das Zentrum tut das wahrhaftig nicht nur aus Taktik, sondern aus dem Bestreben heraus, die Fühlung mit der Gesamtkultur nicht zu verlieren und die kirchliche Leitung einzuschränken.

Liebesarbeit in den Balkankriegen

Vom Balkan

Die Balkankriege haben unendliche Gräuel und unsägliches Elend gesehen. Aber sie sind doch nicht ganz ohne Werke der Liebe und des Erbarmens gewesen, und es ist Manches geschehen, die Not zu lindern. Jeder Krieg wird wohl heutzutage bei den Riesenverlusten, die er mit sich bringt, die kriegführenden Staaten nicht völlig für die Pflege der Verwundeten und Kranken vorbereitet finden. Bei den Balkanstaaten, insonderheit bei den Türken durfte man auf Mängel des Sanitätswesens um so mehr gefaßt sein. Eine Organisation des Sanitätswesens im modernen Sinne fehlte ja bei den Türken noch ganz. Sie hatten in Konstantinopel zwar die Medizinschule für Militärärzte und das große seit Jahrzehnten unter deutscher Leitung arbeitende Militärhospital Gülhane. Dagegen sah es mit den Lazaretten in den großen Provinzstädten schon in Friedenszeiten um so schlimmer aus. Die Regierung hatte für den Krieg ja auch mancherlei Sanitätsmaterial bereit, Lazarettzelte, Verbandzeug und Medikamente. Aber es fehlte wie in den übrigen Zweigen des Militärwesens jegliche Organisation; selten war etwas da, wo man es brauchte. Dazu waren die Heere bald auf der Flucht, und was auf den Schlachtfeldern lag oder unterwegs zusammenbrach, ist zumeist elend gestorben, wenn es nicht von den nachdrängenden Komitatschis, die immer im Vortrab der serbischen und bulgarischen Heere waren, erschlagen wurde. Was von Verwundeten nach den Städten, nach Salonik, Uesküb, Monastir kam, ist nicht allzuviel gewesen. In Salonik hatten die Kolonien der Ausländer Mittel zur Krankenpflege und Beschaffung des erforderlichen Materials zusammengebracht, zum Teil waren auch die diesen Kolonien gehörigen Hospitäler für die Verwundeten zur Verfügung gestellt. Aehnliches war auch in Konstantinopel der Fall, wo sogar Räume der deutschen Botschaft in ein Verwundetenhospital verwandelt wurden.

Der Rote Halbmond, die dem Roten Kreuz entsprechende muhammedanische Organisation, hatte zu Beginn des Krieges drei Hospitäler in Konstantinopel und je ein Hospital in Adrianopel, Salonik und Ueskꝏüb gegründet. Bis auf das letzte haben sie den Winter über gearbeitet. Auch waren Hospitäler des Roten Halbmonds in Skutari, Monastir und Ellasona geplant; aber sie erhielten die ihnen zugedachten Medikamente und Verbandmittel infolge der Sperrung der Verbindungswege nicht und sind, außer dem Hospital in Skutari, weil die Gebiete bald von feindlichen Truppen besetzt wurden, nicht in Tätigkeit getreten.

Während der Choleraepidemie in der Umgegend Konstantinopels im Winter hat der Rote Halbmond drei Hospitäler in Hademkö, Spartakulé und San Stephano gegründet und für die Cholerakranken in den großen Moscheen der Hauptstadt gesorgt. Auch bildete er eine Kriegsgefangenenkommission, die die Verbindung der in den feindlichen Ländern kriegsgefangenen Soldaten mit ihren Angehörigen in Konstantinopel und Anatolien aufrecht zu erhalten suchte. Durch die Vermittelung dieser Kommission wurden Tausende von Briefen und Telegrammen abgesandt und die Familien über den Aufenthalt ihrer Angehörigen unterrichtet, eine Arbeit, die man erst recht würdigt, wenn man an die Postverhältnisse der Türkei denkt und sich vorhält, daß der Türke keine Familiennamen kennt und es der Mehmeds und Alis, der Ibrahims und Risas in jeder Charge unzählige gibt.

Bald nach Beginn des ersten Krieges waren von fast allen Kulturländern, von Deutschland, England, Holland, Schweden,

der Schweiz, Oesterreich, Rußland Ambulanzen des Roten Kreuzes ausgerüstet worden, und sie begannen bei den kriegführenden Staaten auf beiden Seiten unter den Verwundeten ihre Liebesarbeit. Zum Teil waren von Serbien und Bulgarien auch Aerzte aus der Schweiz und Deutschland engagiert. Wo es möglich war, die Kranken leicht in die großen Städte zu bringen, wo sie in großen luftigen Hospitälern untergebracht waren, haben sie es verhältnismäßig gut gehabt. Uebel aber sah es mit denen aus, die in den kleinen Landstädten oder gar in Dörfern in ungenügenden, schwer zu desinfizierenden Räumen untergebracht werden mußten. Da herrschte bald der Typhus, zum Teil bei den erschöpften, durch Wochenlang ungenügende Nahrung heruntergekommenen Verwundeten der Hungertyphus, und es hat dort — es ist mir ein Fall aus Serbien bekannt — unsägliches Elend gegeben. Nebeneinander gepferchт lagen da in den schwersten Zeiten die Verwundeten ohne Bett auf der Erde, und am Morgen wurden dann die Toten zwischen den noch Lebenden hervorgeholt. Vielleicht am fortgeschrittensten war der Sanitätsdienst bei den Griechen. Sie verfügten über eine Zahl in Deutschland ausgebildeter vorzüglicher Chirurgen. Die Prinzessinnen des Königlichen Hauses und eine Anzahl reicher Griechen hatten Wanderlazarette ausgerüstet. Lazarettschiffe waren vorhanden, die die transportfähigen Verwundeten und Kranken nach dem Piräus und Athen schafften, um die Hospitäler Saloniks zu entlasten, oder die Verwundeten aus Epirus in das milde Klima der jonischen Inseln brachten. Eine fast auf allen Kriegsschauplätzen gemachte Erfahrung war das Versagen der sogenannten freiwilligen Krankenpflegerinnen, die zum großen Teil etwas Interessantes erleben wollten, denen es aber an Kenntnissen und Fähigkeiten, an gutem Willen und Opferfreudigkeit fehlte.

Im Ganzen entsprechen die Eindrücke von dem Sanitätswesen im zweiten Balkankrieg denen des ersten. Die Verluste sind ja bei weitem größere gewesen. Wiederum zeigte sich das Sanitätswesen Griechenlands als das vorgeschrittenste. Nach der ersten großen Schlacht bei Kilkisch, die nur wenige Meilen von Salonik geschlagen wurde, war man auf die Fülle der Verwundeten und die Riesenarbeit noch gar nicht eingerichtet. Die vorhandenen Hospitäler waren in Kürze überfüllt. Aber es zeigte sich hier das Organisationstalent der Griechen. Es war eine Arbeit, an der fast die ganze griechische Bevölkerung der Stadt teilnahm. An der Bahn standen Männer und Frauen, die sich alle 6 Stunden ablösten; die Einen trugen die Verwundeten aus den Waggons, die Anderen brachten ihnen Erquickungen. In den Lazaretten arbeiteten Frauen und Mädchen, um die Verwundeten zu speisen, zu waschen, ihnen Erquickungen zu reichen. Die ganze Aerzteschaft stellte sich in den Dienst. Alle Schulen und leeren Wohngebäude wurden in Hospitäler umgewandelt. Der Metropolit von Salonik trat an die Spitze eines eigens gegründeten Roten Kreuzes von Salonik und übernahm die Unterhaltung dreier Hospitäler, die im Lauf von 8 Tagen vorzüglich arbeiteten. Komitees, die Gelder sammelten, bildeten sich. In den ersten Tagen sah es in den Hospitälern ja noch etwas bunt aus; da lagen die Verwundeten zum Teil noch auf Decken auf der bloßen Erde unter freiem Himmel. Aber es kam rasch Ordnung hinein. Wieder schafften die Lazarettschiffe die transportfähigen Verwundeten nach Athen, Volo, Patras. Es kamen wieder die Ambulanzen des Roten Kreuzes, zum Teil dieselben Aerzte und Schwestern, aus England, Deutschland, Schweden. Ebenso vorzüglich arbeitete der Sanitätsdienst bei der Front. An den Verbandplätzen waren die Verwundeten zumeist 3 bis 4 Stunden nach der Schlacht alle verbunden. Die Militärärzte haben große Todesverachtung gezeigt; ein Teil ist bei der Arbeit gefallen. Von da kamen dann die Verwundeten, je weiter der Kriegsschauplatz von Salonik sich entfernte, in die Feldlazarette, Baracken oder Schulen und große Gebäude der Provinzstädte. Auch sei erwähnt, daß die bulgarischen Verwundeten mit derselben Sorgfalt gepflegt und behandelt wurden wie die griechischen.

Unendlich viel böser sah es auf serbischer und bulgarischer Seite aus. Hier hat zunächst die Cholera furchtbar gehaust. Und es sind im Gebiet der serbisch-bulgarischen Kämpfe zeitweise täglich 800 bis 1000 Menschen ihr zum Opfer gefallen. Es müssen grauenerregende Bilder gewesen sein, die man dort zu sehen bekommen hat. Auf griechischer Seite war der größte Teil des Heeres mit Choleraserum geimpft, und ihm ist es zuzuschreiben, daß es da verhältnismäßig wenig Opfer gegeben hat; auch in Salonik hat die Seuche aus diesem Grunde nicht an Ausdehnung gewinnen können. Erschwerend wirkte bei den Serben und Bulgaren die große Entfernung der Bahnlinie vom Kampfplatz, das Fehlen guter Fahrwege für den Verwundetentransport, die größere Entfernung von Städten mit modernen Lazaretten. Städte wie Ueskül, Köpsülü, Nisch, Vranja sind ja voller Verwundeter gewesen; aber es gab dort keine modernen Hospitäler. Und nun stelle man sich die Hitze und den Mangel an Aerzten schon für die Verbandplätze vor. Wie oft sind da die Wunden brandig geworden und Verwundete gestorben, die auf griechischer Seite leicht gerettet wurden. Hier sind Fleischwunden bei der Jodbehandlung zumeist in 14 Tagen geheilt worden. Aber auch Gehirn-, Brust- und Bauchverwundungen waren nicht hoffnungslos. Erschütternd ist, daß die Wildheit der Bulgaren auch an den verwundeten Feinden nicht Halt machte. Was ihnen bei zeitweisem Vorgehen in die Hände fiel, war verloren. Man hat sie hernach verstümmelt, gefoltert, mit ausgestochenen Augen, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren wiedergefunden.

Aber größer noch als die Not der Verwundeten war das Elend der türkischen Flüchtlinge . . .

(Fortsetzung folgt)

Laien und Theologen

2. Brief einer Frau

Die in Nr. 29 der Christlichen Welt veröffentlichten „12 Briefe zur Diesseitsreligion“ habe ich mit immer wachsendem Befremden gelesen,*) bis ich die Empfindung hatte, daß es für einen Laien, der langjähriger Leser und „Freund“ der Christlichen Welt ist, eine Art Ehrenpflicht sei, einige darin enthaltenen Urteile sowie die Grundstimmung der meisten nicht unwidersprochen zu lassen, wenn er solchen Widerspruch lebhaft in sich fühlt.

1. Ich habe in meinem nicht allzu engen Lebenskreise, seit mehr als zwanzig Jahren diese Fragen bewußt verfolgend, mehr Duldsamkeit und Weitherzigkeit, Verständnis für individuelle Ueberzeugung und Fähigkeit zu differenzieren bei Theologen als bei religiös interessierten Laien gefunden. Ich glaube sogar, daß selbst ein positiver Theologe kaum je den Grad religiöser Engherzigkeit erreichen kann, dessen manche Laien, von der Linken wie von der Rechten, fähig sind.

2. Ich glaube ferner, daß es heut nur noch wenige Theologen gibt, selbst auf der Rechten, denen es so wenig innere Schwierigkeit bereitet sich „in ihrem Urteil über den Laien zu stellen“, wie das, umgekehrt, bei vielen ihres religiösen Geistes und ihrer religiösen Einsicht sich bewußten Laien der Fall ist. Ich habe seit Jahren einen fast beschämenden Eindruck von der großen Geduld, Liebe und Hingebung, mit der die heutigen, durch vielfältige amtliche Aufgaben schwer belasteten Geistlichen dem Laienproblem nachgehen und sich mit ihm auseinandersetzen, sodaß mir Worte wie „daß die Theologen endlich mal Interesse für die Laien bekämen“ schlechthin unverständlich sind. Sollte die Hoffnung auf eine Wandlung im umgekehrten Sinne nicht eher berechtigt sein?

Und wenn schon einmal Anklagen dieser Art laut werden sollten, so mußte doch zum mindesten die seit Jahren geübte Praxis derer, die den engeren Kreis der Christlichen Welt bilden, nachdrücklich davon ausgenommen werden, wenn wir Laien desselben Kreises uns nicht großer Undankbarkeit schuldig machen wollen.

3. Wir schulden den Theologen dieser Richtung und dieses Geistes in der Tat weit mehr Dank als gemeinhin zum Bewußtsein oder doch zum Ausdruck gebracht wird.

Auch der religiöse Sinn, von Haus aus ein Naturtrieb wie Liebe und Haß, muß, wie alle von Gott in uns gelegten Kräfte, entwickelt, geklärt, verfeinert und veredelt werden, um das zu sein und zu leisten, was er sein und leisten soll. Diese Arbeit zu tun ist in erster Linie die gottgegebene Aufgabe der Theologen, so gewiß auch zu allen Zeiten durch Anlage und Schicksalserziehung bevorzugte Laien ihnen wertvolle Hülfe in diesem Dienste geleistet haben. Sie haben durch Wort und Beispiel auch die Aufgabe, immer wieder daran zu erinnern, daß auch intellektuelle Selbstzucht zu den unentbehrlichen Elementen der „Wiedergeburt“ gehört, dieser im Zentrum des einzigartigen christlich-religiösen Lebensideales stehenden Forderung; und wohl auch daran, daß nicht nur „Ewigkeit und Jenseits nicht für den Menschen da sind“ sondern auch die Religion nicht in erster Linie; daß sie ebensowenig freilich Selbstzweck ist,

*) Auch dieser Brief ist also, wie der Brief des Pastors, schon Mitte Juli geschrieben, vor den späteren Veröffentlichungen. D H

sondern der Höherentwicklung zu dienen hat wie alles, was hier in die Erscheinung tritt. Denn sie ist ja nicht nur gleichsam ein sechster Sinn im Menschen, sondern gleichzeitig ein ihm anvertrautes feines, subtiles optisches Instrument, das den Blick in Fernen und Tiefen tragen soll, die dem natürlichen Auge verschlossen sind; an dessen Pflege, Verfeinerung und Verbesserung aber unermüdlich mit zarten, geübten Händen gearbeitet werden muß, wenn es nicht verderben und veralten soll. Dies zu tun war das heiße Bemühen vieler Generationen von Theologen von Paulus bis zu Ritschl und Troeltsch; ihre Arbeit ist wahrlich nicht umsonst gewesen: das wird auch die schärfste Kritik an kirchlich-religiösen Dingen nicht leugnen wollen. Daß zu allen Zeiten auch Geschäftsleute und Nur-Techniker unter ihnen waren, ändert daran nichts, noch an der Pflicht es dankbar anzuerkennen und ehrlich hinzuzufügen: das religiöse Laientum, sich selbst überlassen, hätte das nicht vermocht.

4. Sind diese Laienbriefe selbst nicht geeignet, dies wiederum deutlich zum Bewußtsein zu bringen? Wer sie unbefangen nacheinander lesen würde, ohne die Ueberschrift zu kennen, müßte doch annehmen, dieselbe habe gelautet: „Zur Frage des christlichen Unsterblichkeitsgedankens“; oder: „Ist »ein ewiges Leben« außerhalb oder innerhalb der Welt zu denken?“ Nur ein oder zwei der Briefe konnten eine Fragestellung vermuten lassen, die der gegebenen: „Diesseits- oder Jenseitsreligion?“ entsprach und die mir mit anderen Worten zu lauten schien: Wächst Religion, in ihren Urkunden wie im persönlichen Leben, wie die Lilien auf dem Felde, wie die Frucht am Baum? oder muß sie wie der biegsame, tragsame Stahl in der Glut des Schmelzofens erst dem spröden Rohstoff abgerungen werden? Oder auch: Ist sie eine Gabe Gottes an den natürlichen Menschen, sei es an sein Herz oder an seinen Verstand? oder ist sie eine Aufgabe, deren — praktische oder intellektuelle — Lösung in heißer Arbeit den ganzen Menschen fordert, alle seine besten Geistes- und Seelenkräfte und über und in ihnen allen eine Kraft, die ihre eigene Art hat; die wir wohl staunend schauen, deren Woher und Wohin wir aber nur in Ehrfurcht ahnen können? Und endlich: Was ist „natürliche“ (oder Diesseits-), was geoffenbarte-geschichtliche Religion? und wieweit entspricht die eine und die andre dem Wesen des Christentums?*)

Die exakte Fragestellung — das ist es, was auch dem nachdenkenden Laien Schwierigkeit bereitet, und doch hängt von dieser so viel ab für eine fruchtbare Behandlung religiöser Fragen, selbst da wo es sich nicht um wissenschaftliche Betrachtung im engeren Sinne handelt. Wohlverstanden: nicht für die praktische Religion — aber um diese handelt es sich in v. Zaltrows Artikel ja leider garnicht. Hier wird der „dunkle Drang“, das Irrationale, das „unbewußte Christentum“ immer sein hohes heiliges Recht bewahren: das Christentum war ja die erste geistige Religion, die keine Geheimreligion sein, ja den Unmündigen mehr offenbaren wollte als den Weisen. Diese einzigartige, spezifisch christliche religiöse Errungenschaft dürfen wir uns wahrlich nie wieder entreißen lassen. Aber — wo auch der Laie bewußt an die Sichtung und Bewertung seines religiösen Besitzes herantritt, darf er nicht vergessen, daß Goethes „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ nicht an der Pforte des Heiligtums Halt macht; mit anderen Worten, daß wir immer Theologen brauchen werden, die uns durch viel wertvolle Laienreligion, durch schönes reiches Unterholz und Rankenwerk und — manches Unkraut hindurch die Wege zur Lichtung, zur Höhe, zum Ausblick bahnen und freihalten.

Daß auch sie wiederum das nicht vermögen mit dem kritischen Werkzeuge des Verstandes allein, daß sie selbst Religion haben müssen, ehe sie das Wissen um die Religion haben können, ehe sie „die abscheuliche Verwechslung der Symptome der Sache mit der Sache abschaffen“ helfen können, wie Lagarde eine ihrer Aufgaben beschreibt, weist wiederum darauf hin, ein wie einzigartig feiner komplizierter Organismus dieses durch Jesus der Menschheit errungene „Reich Gottes“ ist: weder Satzung noch höheres Wissen (d. i. kristallisiertes Leben), sondern Leben selbst, eben: ein lebendiger Organismus, ewig vergehend und neu sich aufbauend, dem der Theologe, wie der praktische Arzt dem lebenden Körper, immer noch mehr durch Erfahrung als durch Anschauung nahe kommen kann.

5. Noch ein Wort formaler Kritik zu jenen Briefen. Ich meine, wenn Laien an religiöse Fragen herangehen, sollten sie nicht weniger als Theologen bemüht sein, ihren Ton dem Gegenstande anzupassen und, mehr noch als sie, behutsam und diskret in ihren Urteilen sein. Extreme Formulierungen, wie die am Schlusse des sechsten und elften Briefes wären dann kaum möglich. Was bliebe wohl an „Wirklichkeit“ übrig, wenn man einen Satz wie den vom „Anknüpfen an den Sieg des Guten auf der Erde“ und ff. — sowie den: „Unser Volk und sein Wesen ist doch stärker als der Zwang eines fremden Aufbaus“ — was wären wir ohne diesen? — kritisch zerlegen wollte? Wie überhaupt — dies nur in Parenthese — von all jener heut so beliebten, sanguinischen Verherrlichung urdeutscher Kultur und urdeutschen Volkstums, das dann doch so seltsam unvermittelt mit dem Volkstum von heute zusammenfallend gedacht wird. Muß den, der vom Volksleben wirklich etwas kennt, der weiß, wieviel Not und Schuld und wie wenig Erlösungsmöglichkeiten darin begriffen sind, — muß den solche Rede nicht wie reine Schwärmerei oder wie frivole Gedankenlosigkeit berühren? Wahrlich, wir bedürfen des „Aufbaues“, des Aufpfropfens des edlen auf das wilde Reis noch ebenso brennend, wie die „verlorenen Schafe aus dem Hause Israel“. Und endlich: „Es gibt nicht nur neue Form, sondern auch neuen Inhalt: der Mensch in keiner Weise Gegensatz zu Gott, und damit fällt das christliche Gebäude zusammen und erscheint eine neue Religion und Sittlichkeit, die sich am Wesen Jesu Ziel und Wege suchen wird.“ Solch ein Satz ist wohl nur noch im Munde eines Laien möglich, eines Laien, dem über der Unterschätzung des Denkens in religiösen Dingen auch die Zuverlässigkeit des „Gefühls“ bedenklich gelitten hat. Denn dieses allein muß sich dagegen sträuben, solche Dinge auszusprechen. Die tiefe machtvolle Empfindung von der Heiligkeit Gottes und der Unheiligkeit des Menschen gehört wahrlich nicht zu den „Ansichten“, sondern zum „Wesen“ Jesu.

6. Um zusammenzufassen: Die durch von Zaltrow angeregte Aussprache scheint wieder besonders deutlich zu beweisen, daß wir Laien die Theologen und die Wissenschaft nötig haben, um nicht durch allzu willkürliche Vereinfachung und Verkürzung der Linien des religiösen Problems zu viel Tiefe, Körperlichkeit und Perspektive am Bilde einzubüßen. Denn da wir nun einmal in Jesus eine geschichtliche Religion haben — wer das leugnet, scheidet meines Erachtens aus dieser Diskussion aus — genügt es nicht „persönliche Erfahrungen“ zu haben, ist Anschauung von dem eigentümlichen historischen Phänomen unerläßlich für eine fruchtbare Mitarbeit auf dem Gebiete. Um frei zu werden von dem, was Lagarde das „empirische Faktum“ nennt (über dessen Tyrannei er mit Recht bittere Klage führt), ists nicht genug es mit Ueberlegenheit zu negieren. Ueberwunden, d. h. zu einer „Tatsache des Geistes“ gemacht, wird es nur dadurch, daß es verstanden und richtig eingeschätzt wird.

Man wende nicht ein, das sind Subtilitäten, gut für den zunftmäßigen Betrieb, doch wertlos für das praktische Leben. Dem gegenüber möchte ich mit allem Ernst folgende Frage aufwerfen — und damit zum Schluß noch eine besondere Seite des Problems und eine eminent praktische scheint mir! — die soziale — streifen — wobei ich mich frei weiß vom Geist der leider trivial gewordenen These: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden.“

Können wir solch souveränes, subjektives Schalten mit dem überkommenen religiösen Besitz, mit dem „christlichen Gebäude“, unserem Volke gegenüber verantworten? Mögen einige Gebildete unter uns in ihrem Lebenskampfe mit solch luftigen Wahrheitsgebilden und Abstraktionen auskommen — ich bezweifle, daß selbst ihrer viele sind, die nicht am Ende des Weges, wenn er fruchtbar war, sich demütig zu der uralten, spezifisch christlichen, heiligen Wahrheit bekennen müßten: „Wer sein Leben verliert, der wird es finden“; und hinzufügen: Der natürliche Mensch weiß nichts davon, er mußte erst sterben, damit der leben konnte, der davon weiß. — Was aber wird aus all den Tausenden der mittleren und unteren Volksschichten, zu deren Hütern wir gesetzt sind? Dort wo das blinde, dumpfe Triebleben nicht gehemmt und erhellt wird durch Kunst, Wissen, „allgemeine Interessen“ und — Behütung vor Versuchung, wie bei uns: wohin sollen sie kommen, wenn wir gemeinsam mit der Halbbildung leichtherzig-opportunistisch daran arbeiten, jene großen einfachen, strengen Wahrheiten des sittlich-religiösen Lebens abzuwaschen, wenn wir so viele große Worte für das Naturgesetz und seine Unverbrüchlichkeit finden und so wenige für die Absolutheit dieser paar großen tiefen „Naturgesetze in der Geisteswelt“, die wie ein eherner Fels in jedes Menschen Leben emporragen müssen, so gewaltig, daß er ihnen nicht ausweichen kann; wenn es am Ende nicht heißen soll: „Gewogen und zu leicht befunden“? Wer, der nicht blind sein will, sieht nicht die Amoralität (verhängnisvoller als die offene Unmoralität), die sittliche Indolenz und Indifferenz — von Unsittlichkeit im engeren Sinne ganz zu schweigen, die wahrhaft erschreckend — gerade mit steigendem Wohlstand — unter den „kleinen Leuten“ um sich greifen? Das Ich und sein nacktes, ach so traurig unverstandenes Interesse ist ihr Gott — solange sie jung sind; sind sie alt und vom Frohndienst der Arbeit ohne Ende gebrochen, ists die Unzufriedenheit, die Klage und Anklage. Das, was das Leben heiligt und adelt auch unter dem schwersten Druck, ist ihnen verloren gegangen. Es gibt ja nichts mehr, außer dem, was man mit Händen greifen kann ... Sind wir — und schon die Generation vor uns — ganz ohne Schuld daran? Ich glaube, an dem, was dem alten Goethe so unendlich wichtig war im Werdegang des sittlich-religiösen Menschen, an der Ehrfurcht — der vor dem, was über uns, und der vor dem, was unter uns ist — hat unser allzu sicheres, allzu schnellfertiges Geschlecht es oftmals fehlen lassen. Zu ihr aber führt, neben der Reinheit des Willens, kein Weg so sicher zurück als das Wissen um unsere Geschichte, d. h. um das, was Gott für uns getan.

Selbst ein so schroffer Bekämpfer des „Fetischismus“ in der Geschichte, wie Lagarde es ist, bekennt: ... „Was seit Jahrhunderten als äußere Geschichte erzählt worden ist (nämlich: „der Weg des Kreuzes ist der Weg des Heils“) und als solche nichts hilft, ist das Gleichnis der inneren Geschichte der Kinder Gottes. Es mußte als äußere Geschichte erzählt werden, weil die Forderung, das Gesetz des Lebens zu verstehen, nur von denen erfüllt werden kann, welche schon (darin?) leben.“

Endlich noch eine persönliche Bemerkung. Was im besonderen die eingangs dieser Zeilen geäußerte Befremdung in mir hervorgerufen hat, ist die sich in mehreren Briefen findende, auffallend gereizte Zurückweisung einer Wendung, die der Herausgeber der Christlichen Welt in seinem Nachwort zu v. Zaltrows Artikel gebrauchte und deren Sinn, Meinung und Stimmung doch auf jeden Unbefangenen ganz anders wirken mußte als ein „an den Kopf werfen“, wie die schroffste Zurückweisung der „geistigen

*) Hier tut dieser Brief den früheren Briefen unrecht. Trotz aller (erlaubten) Abschweifung ist der Kern der Frage meines Erachtens von ihnen ganz richtig erfaßt worden. Um so interessanter nun, wie die Schreiberin des vorliegenden Briefes den Streitpunkt verstanden hat. — Wie viel Geduld müssen wir mit einander haben! Was können wir anders tun, als redlich mit einander an den gleichen Problemen arbeiten? Ist das denn auf andren Gebieten nicht genau so? Und kommen wir denn nicht trotzdem sichtlich voran? Man darf nur die Zeiträume, zwischen denen man den Vergleich anstellt, nicht zu kurz nehmen. D H

Verarmung" formuliert war; nämlich als ein rein persönlich-subjektives, warmherziges Bekenntnis. Soll dem, der die widersprechendsten und — freimütigsten Urteile in den Spalten dieses Blattes zu Worte kommen läßt: soll dem allein das Recht freier Meinungsäußerung verwehrt sein?

Und schließlich — da rechts und links ihrer so viele sind, die jede kleine Dissonanz in unserm Kreise, mit Genugtuung buchen: — muß denn für alle Zeiten ein wenig Solidaritätsgefühl und Pietät als eine geistige Betätigung gelten, die freiheitlicher Geister unwürdig sei?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachwort des Herausgebers. Es wäre schade, wenn das Material, das in dem ganzen einschlägigen Briefwechsel beisammen ist, nicht noch anderweit gründlicher verarbeitet würde. Etwa in einer unsrer Monats- oder Quartalschriften. Es steht unsern Mitarbeitern zur Verfügung. Die Christliche Welt will sich damit von der Erörterung nicht zurückziehen. R

Verschiedenes

Neue Ziele der staatlichen Entwickelung. Eine politische Studie. Von Walther Schücking. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1913. 98 S. 2,50 Mk.

Es bietet immer ein besonderes Interesse, einen Lehrer des öffentlichen Rechts sein politisches Programm vortragen zu hören. So sehr auch die Darstellung des geltenden Rechts von der Aufstellung eines politischen Programms verschieden ist, so bekommt doch das letztere einen eigenartigen Charakter, wenn der Politiker, durch seinen Beruf an systematisches Denken gewöhnt, nach einer geistigen Gesamtanschauung des Kommenden strebt, dessen Anfänge er in dem Bestehenden aufdeckt. Es ist aber dringend zu wünschen, daß das politische Denken, welches in Deutschland seit 1866 außer Kurs gekommen ist, in den Kreisen der deutschen Bildung wieder zur Geltung gelange. Mit Recht bezeichnet Schücking als die beherrschenden Züge der modernen deutschen Entwickelung den demokratischen, den sozialen und den internationalen Gedanken. Den demokratischen Gedanken, „die dauernde Errungenschaft des Zeitalters der französischen Revolution", charakterisiert Schücking dahin, daß „das Volk, bisher Objekt der fürstlichen Regierung" „Subjekt und Träger des den Staat beherrschenden Willens" sein soll. Er weist darauf hin, daß dieser Gedanke der deutschen Rechtsgeschichte nicht fremd ist, daß vielmehr in den Anfängen staatlichen Lebens in Deutschland die höchste Gewalt bei dem Volke war und der Staat als Genossenschaft des Volks verstanden wurde. Nach Ueberwindung des Feudalwesens ist mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, welche die Macht des Königtums wiederum, wie in altgermanischer Zeit, auf das Volk stützt, eine Entwickelung eingeleitet, deren letztes Ziel der Volksstaat, d. h. der Genossenschaftsstaat gleichberechtigter Personen ist. Das Ende dieser Entwickelung muß nach Schücking die Bildung des Staatswillens durch die Volksvertretung sein, also die Herrschaft der Mehrheit des Parlaments. Mir scheint, daß dieser Uebergang vom Volksstaat zur Parlamentsherrschaft etwas rasch bewerkstelligt ist, indem das Volk ohne weiteres mit dem Parlament identifiziert wird.

Das Postulat des „Volksstaats", d. h. einer politischen Ethik, welche die Bürger des Staats gleich wertet und dem Gesamtinteresse Aller die Motive des staatlichen Handelns entnimmt, ist nicht an eine bestimmte Organisation für die Bildung des Staatswillens gebunden. Diese Forderung wird nicht ausschließlich, nicht einmal vorzugsweise dadurch erfüllt, daß die Personen, welche für das Volk handeln sollen, durch Wahlen, d. h. durch Mehrheitsbeschlüsse der in den verschiedenen Teilen des Staatsgebiets ansässigen Bürger bestimmt werden. Vielmehr ist das Repräsentativsystem im Grunde undemokratisch. In der französischen Nationalversammlung von 1789 hat es große Mühe gehabt, sich gegen Rousseaus Theorie vom Gemeinwillen durchzusetzen. Die Schweizer Urkantone kämpften gegen die Helvetik, weil sie sich das Repräsentativsystem nicht aufdringen lassen wollten. Wer eine rein demokratische Staatsverfassung sehen will, muß in jene kleinsten Kantone der Eidgenossenschaft wandern, wo noch heute am festgesetzten Tage die Landsgemeinde in ihrer Gesamtheit über alle Fragen von einiger Wichtigkeit abstimmt. Da ein solches Verfahren in einem großen Reiche ausgeschlossen ist, so kann die Demokratie, als Regierung durch das Volk selbst, nur in den kleinsten Verhältnissen durchgeführt werden. Höchstens kann man, wie in der Schweizer Bundesverfassung durch das Referendum der gesamten Nation ein Veto gegen die Beschlüsse ihrer Vertreter und die Initiative zu einem gesetzgeberischen Vorgehen verleihen. Das Referendum ist die deutlichste Anerkennung, daß Parlamentsherrschaft und Demokratie nicht identisch sind.

Die berechtigte Forderung der Demokratie an den modernen Staat geht dahin, daß das Wohl des gesamten Volks das ausschließliche Ziel staatlichen Handelns sei, daß die Gleichheit der Bürger nicht nur in den Worten der Gesetze, sondern in der gesamten Praxis des Staatslebens Wahrheit werde. Daß die Erfüllung dieser Forderung besser gesichert wäre, wenn die Mehrheit des Parlaments unter Ausschluß des Herrschers und seiner Beamten den Kurs des Staatsschiffs bestimmte, beweist Schücking nicht. Der deutsche Reichstag ist nicht das deutsche Volk, sondern ein Produkt der Kämpfe zwischen den in Deutschland bestehenden Parteien. Will man das deutsche Volk begrifflich erfassen, so muß man absehen von allen Gegensätzen der Herkunft, des Glaubens, der Bildung und des Vermögens, welche die Bürger trennen, und sie ausschließlich als Genossen der Korporation betrachten, welche die Erhaltung der Gesamtheit und die Förderung ihres Wohls zum Zweck hat. Die Parteien aber, deren Auseinandersetzung die Zusammensetzung des Reichstags bestimmt, entstehen grade aus dem entgegengesetzten Prinzip. Sie sind soziale Gebilde, Vertretungen der verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Daher appellieren sie, wenn sie sich zusammenschließen und wenn sie sich im Wahlkampfe durchsetzen wollen, grade an diejenigen Instinkte und Interessen, welche das Volk trennen, seiner genossenschaftlichen Einheit entgegenwirken. Die Parteien sind also außer Stande, das eigentliche Staatsvolk darzustellen. Vielmehr, wo eine starke Monarchie zu Recht besteht, muß man den König und seine Beamten als die eigentliche, politische Volksvertretung bezeichnen. Staatsregierung und Volksvertretung sind dieselbe Sache, von verschiedenen Seiten betrachtet. Das Recht, den Staatswillen zu bilden und auszusprechen, kann nur auf die Vertretung des Volks begründet werden. Darum müssen unsere Regierenden demokratisch denken und fühlen lernen. Und der Fortschritt der Demokratie ist in erster Linie eine Frage der Bildung der höheren Stände, denen die Regierenden entnommen werden. Deshalb ist es dringend zu wünschen, daß unsere Universitäten und vor allem unsere juristischen Fakultäten Pflanzstätten gesunden politischen Denkens werden.

Was wir „Volksvertretung" zu nennen pflegen, ist in Wahrheit eine Vertretung der Gesellschaft. Ihre entscheidende Bedeutung liegt darin, daß die Forderungen des Staats und die Widerstände der Gesellschaft gegen diese Forderungen in gesetzlich geordneter Weise ausgeglichen werden, während der Absolutismus nur durch die Revolution rektifiziert werden kann. Mit Recht hebt Schücking hervor, daß weite Kreise des deutschen Bürgertums dem Liberalismus entfremdet sind und im Kampfe um den politischen Fortschritt versagen. Nur diejenigen Parteien, die ganz wirtschaftlich orientiert sind, die Junker und die Sozialdemokraten, wissen genau, was sie wollen. Die Zentrumsfraktion hat ein überstaatliches Ziel, die Weltherrschaft des Papstes, und kann deshalb, je nach der Lage der Dinge, ihre Bundesgenossen bald rechts bald links suchen. Sie nähert sich aber der Demokratie nur dann, wenn wir Kulturkampf haben und deshalb jeder Widerstand gegen die Allgewalt der Regierung erwünscht ist. Sobald der religiöse Landfriede hergestellt ist, fühlt sie sich den preußischen Konservativen seelenverwandt. Aus diesen Gründen besteht in normalen Zeiten gar keine Aussicht auf eine Reichstagsmehrheit, die im positiven Sinne demokratisch gesinnt wäre, und es stände schlecht um die Idee des „Volksstaats", wenn der Fortschritt durch eine demokratische Reichstagsmehrheit bedingt wäre. Zum Glück gehen die Ideen ihren eigenen Weg und sind stärker als Regierungen und Parteien.

Schließlich spricht gegen Schückings Forderung die Tatsache, daß das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit garnicht demokratisch gesinnt ist in seinem Sinne. Es gibt Ausnahmen z. B. im Elsaß mit seiner ganz eigenartigen Geschichte. Aber die große Menge der Deutschen will wohl die Regierung kritisieren, aber keineswegs selbst regieren. Diese volkspsychologische Tatsache ist entscheidend. Denn die erste Voraussetzung des Herrschens ist das Herrschenwollen.

Für die soziale Betätigung des Staats braucht man heute nicht zu kämpfen. Es besteht im Gegenteil die Gefahr, daß die wirtschaftlichen Interessen das eigentlich politische Denken und Streben verzehren. Die Extreme berühren sich hier. Ein Staat, der im Interesse des großen Grundbesitzes Brot und Fleisch teuer macht, übernimmt schon dadurch die Verantwortung für die wirtschaftliche Lage der Masse. Hier ist das Parlament, als die Vertretung der Gesellschaft, in seinem wahren Berufe, und es kann auf die Dauer nicht ausbleiben, daß die große Mehrheit der Bevölkerung im Kampfe für ihre Existenz sich zusammenschließt und ihr Interesse durchsetzt.

Ueber Schückings Ansicht von den internationalen Aufgaben der Politik ist in diesen Blättern aus Anlaß seines Buchs über das Werk vom Haag berichtet worden. Man muß aber auch hier sagen, daß die Ideen des Fortschritts mehr durch die Regierungen vertreten werden als durch die Parlamente, welche der nationalistischen Suggestion weit mehr als die berufsmäßigen Staatslenker unterliegen. Man kann wohl die Frage aufwerfen, ob die Rüstungssteigerungen in dem Maße, wie wir es jetzt erleben, fortschreiten würden, wenn die Leiter der Politik die Belastung der Nationen allein zu vertreten hätten und sich nicht von dieser schweren Verantwortung durch die stürmische Bereitwilligkeit der Parlamente, eine Folge der künstlich erregten Volksstimmungen, entlastet fühlten. Jedenfalls ist der Blick auf die verhängnisvolle Wirkung der chauvinistischen Agitation in Presse und Vereinen, auf die außerordentlich geringe Widerstandskraft auch der gebildeten Kreise gegen diese Suggestion ein starkes Argument gegen den Wunsch, daß der Kurs des Staatsschiffs ausschließlich und zu jeder Zeit durch den Willen der Parlamentsmehrheit bestimmt werde.

Es ist nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen. Die Anzeige des Buchs möchte sonst so lang werden wie dieses. Jeder Leser wird darin reiche Belehrung und, was wichtiger ist, reiche Anregung zum Selbstdenken über die politischen Fragen der Gegenwart finden.

Friedrich Curtius

Kleine Mitteilungen. Herr Eduard Hertlein wünscht zu erklären, daß er niemals Pfarrer gewesen sei (vgl. Nr. 37 Sp. 883). Wenn er aber ferner berichtigt, daß er „bösen Willen" bei den Fachgelehrten nicht annehme, so bekenne ich, daß ich seinen Artikel dann nicht verstehe. Sagen wir aber besser: „Mangel an gutem Willen", „Mangel an Ernst und an Eifer für die Wahrheit", „Mangel an Mut wider den Strom zu schwimmen", den traut er uns Theologen zu.

Ist es so recht? Vgl. Reformation Nr. 34, Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung Nr. 35.

Herr Professor Theobald Ziegler hat dagegen vollen Anspruch auf eine Berichtigung. Ich habe im Aprilheft der Süddeutschen Monatshefte beklagt, daß keiner der „profanen" Gelehrten angesichts der Hamburger und Frankfurter Universitätspläne ein offenes Wort für die theologischen Fakultäten gesagt habe. Als Ersten begrüßte ich dann Lamprecht. Nun ersehe ich, daß die Priorität Theobald Ziegler gebührt, und erkenne das dankbar an. Zeitungsberichte darüber waren wir entgangen. Jetzt finden sich die trefflichen Worte für Jedermann leicht zugänglich in dem auch sonst sehr empfehlenswerten Bändchen: Ueber Universitäten und Universitätsstudium. Leipzig, B. G. Teubner 1913. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 411.) Seite 39 f. — Ich habe im 11. (August-) Heft der Akademischen Rundschau noch einmal das Wort zur Sache genommen: „Die Bedeutung der theologischen Fakultät für die heutige Kultur." Nun werde ich aber diese Erörterung getrost Andern überlassen.

Die Evangelische Kirchenzeitung stellte in Nr. 37 fest, daß sie von dem in unsrer Nr. 35 abgedruckten Briefe Bebels nicht betroffen sei. Es wird die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung sein, die Bebel gemeint hat. Aber wenn diese nicht selbst sich dazu äußert, wird das Niemand so leicht nachprüfen können. Sie ist von allen Kirchenzeitungen, soweit unsre bescheidene Kenntnis reicht, die kriegerischste im nächsten Sinne des Worts. Zu der Kundgebung der 400 Theologen, die unsre Leser aus dem Beiblatt zu Nr. 30 kennen, brachte sie in ihrer Nr. 34 und Nr. 36 schroff ablehnende Artikel. Der erste schließt mit dem Satze: „Objektiv betrachtet muß es als gröblicher Mißbrauch des Namens Christi bezeichnet werden, was man mit diesem Friedensaufruf getrieben hat." Der zweite gipfelt in dem gesperrt gedruckten Satze: „Wir Altgläubigen wissen, was es um Sünde und Erbsünde ist, aber darum treten wir ein für das Schwert wider die Sünde." Diese Selbstcharakteristik ist dogmengeschichtlich interessant. Aber so ganz stimmt sie nicht. Unter den ausländischen Friedensfreuden würde der Schreiber des Artikels Orthodoxe genug finden. Und in Deutschland? Vielleicht erkundigt er sich einmal bei dem Herausgeber der „Eiche".

Um mit etwas Erfreulichem zu schließen: der Dorfkirchenkursus, der vom 15.—18. in Biedenkopf abgehalten wurde, war doch eine reine Freude. Unsre Leser erinnern sich wohl noch des Berichts vom vorigen Jahr (Nr. 41); berichten werden wir diesmal nicht; man lese die „Dorfkirche"! Wie viel besser haben es die Dorfpfarrer jetzt als einst zu meiner Zeit. Und welche Genugtuung wäre es für unsern Paul Drews, wenn er einen solchen Kursus erlebt hätte. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

An unsere Leser und Freunde

Dank für alle freundlichst übersandten Adressen. Wir bitten um mehr. **Der Verlag**

Freunde der Christlichen Welt

2.—3. Oktober **Eisenach** Fürstenhof

Donnerstag 2. Oktober Abends $6^3/_4$ Uhr: **Welche Verpflichtung haben wir zur Politik?** Rade. Vorher $5^1/_2$ Uhr musikalische Feier in der Georgenkirche.

Freitag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Welche Grenzen der Lehrfreiheit müssen wir uns selbst setzen?** Mulert.

Versammlungskalender

26. Sept. bis 1. Okt.	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
27.—28. September	Zweites Kleines Bachfest Eisenach
27.—28. "	und 5.—6. Oktober Kursus für Jugendvereinsleiter Rodewisch
29.—30. "	Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge Darmstadt
19. Sept. bis 10. Okt.	Apologetisches Seminar Wernigerode
30. September	Verband deutscher Kinderschutzvereine Darmstadt
29. Sept. bis 1. Okt.	Ferienkursus Stuttgart
2.— 3. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 6. "	Verband für internationale Verständigung Nürnberg
5. "	Deutscher Hugenottenverein Rohrbach Hessen
7.— 8. "	Pastoral-theologische Konferenz für Westfalen Unna
6.— 8. "	Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
6.— 8. "	Ferienkursus Bad Langenschwalbach
12.—14. "	Deutscher Hochschullehrertag Straßburg i. E.
14.—15. "	Rheinisch-Westfälische Gefängnis-Gesellschaft Düsseldorf
14.—16. "	Deutscher Protestantentag Berlin

Winterkursus in Haushaltungskunde und Wohlfahrtspflege auf dem Lande

15. Oktober bis Ende März

In **Radensleben bei Neuruppin.** Töchter gebildeter Stände finden außer guter hauswirtschaftlicher Ausbildung Einführung in die soziale Arbeit unter der Landbevölkerung. Pension monatlich 75 Mk.

Anmeldungen an

Verein Wohlfahrt der weiblichen Jugend
(Unter dem Protektorat Ihrer Maj. der Kaiserin und Königin)
Berlin N 4, Tieckstrasse 17.

Theologischer Ferienkursus Langenschwalbach

6.—8. Oktober 1913

Vorlesungen: Prof. Bousset-Göttingen: „Das Christentum und der religiöse Synkretismus." — Prof. Niebergall-Heidelberg: „Die moderne Theologie in Predigt und Konfirmationsunterricht."

Abendvorträge: Pfarrer Küster-Höchst: „Pfarrer und Volksbildung." Pfarrer Philippi-Wiesbaden: „Der Pfarrer in der neueren Literatur."

Der Plan unseres Kursus hat Anklang gefunden. Ueber 50 Anmeldungen sind eingetroffen. Es ist also anzunehmen, daß der Pensionspreis 5,50 Mk. nicht übersteigen wird. Kursuskosten 6 Mk. Dauer des Kursus 3 Tage von Sonntag (5.10) Abend bis Mittwoch (8.10) Nachmittag. Weitere Anmeldungen werden an Unterzeichneten erbeten bis spätestens 3. Oktober. Die Teilnehmer werden gebeten, sich zum Begrüßungsabend am 5. Oktober in der **Pension Continental** (Besitzer **Herm. Boll-Badweg)** einzufinden.

I. A.: Rumpf, Pfarrer, Langenschwalbach

Akademisch gebildeter Herr mit gutem Staatsexamen (Theol.), der Stenographie, Schreibmaschinenschrift und Buchführung kundig, sucht **Stellung** als **Privatsekretär** oder dergl.

Angebote unter **W. 720** an die **Annoncen-Expedition** von **Emil Neuhaus, Dortmund.**

Einfaches gebildetes Fräulein gesucht, womöglich nicht unter 25 J. erfahren im Haushalt, Nähen und Bügeln, zu 2 Kindern (7 u. 8 J.). Mädchen vorhanden. Ausführliche Angebote, Bild und Zeugnisse an **Frau Fabrikant Gust. Meier, Schramberg in Württemberg.**

Junges Mädchen, 21 Jahre, Lehrerstochter, evangelisch, **wünscht den Haushalt gründlich zu erlernen,** am liebsten in Pastoren- oder Lehrersfamilie gegen etwas Taschengeld. Antritt im April nächsten Jahres, evtl. auch eher.

Gefällige Offerten bitte an **Paula Schwarz, Oldenburg i. Gr.** Steinweg 14.

Villa Sonneck am Rotenberg

Marburg, mit großem Garten und herrlicher Aussicht ins Lahntal, empfiehlt sich als Sommerfrische. Pensionspreis 3.70 bis 4 Mk. pro Tag.

Suchen Sie das zeitgemäße Predigtbuch für 1913?

Geistl. Weckstimmen

aus der Zeit der Erniedrigung und Erhebung unseres Volkes.
Zeitpredigten ausgewählt und eingeleitet von Lic. **F. J. Winter,** Pastor in Bockwa (Sachsen).

Neu! **Preis 3 Mark gebunden** **Neu!**

Es sind nur 12 Predigten, aber es ist eine geradezu überwältigende Sprache, die hier aus ferner Vergangenheit an unser Ohr kommt, durch die vorzügliche „Einleitung" des Herausgebers im Rahmen ihrer Zeit und bis ins Einzelne hinein verständlich gemacht . . . so urteilt die Presse.

Verlag von Dörffling & Franke, Leipzig

Soeben erscheinen in unserm Verlag zwei Sonderdrucke aus der Christlichen Welt:

Die deutsche Freimaurerei

von

Johannes Tiedje

80 Pfg.

Die Wahrheitselemente in der Mystik

von

Johannes Herzog

80 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder gegen Voreinsendung von 90 Pfg. direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

Das halbe Dutzend ist voll. Am 5. Oktober wollen wir unsern Jüngsten **Otto Eberhard Huldreich** taufen.

R. u. O. Rösler
Missionshaus in Hohenfriedeberg
D. O. A.

Lugano Villa Henrietta
Schweiz Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Jugendliche gesunde **Stütze** gesucht in ausländisches deutsch evangelisches Schwesternheim. Bedingungen nach Uebereinkunft. Anfragen richten Genua Spianata Castelletto 20 A. int. 2.

Meran

Im Hause eines Arztes (beste Lage) finden Söhne aus guter Familie (Lungenkranke ausgeschlossen) Pension und liebevolle Aufnahme. Näheres durch **evangelisches Pfarramt Meran.**

Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule CASSEL Prospekt

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Einladung zum Abonnement!

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens

neu begründet von D. H. A. Köstlin und herausgegeben von

D. Dr. Paul Wurster, ord. Prof. der prakt. Theol. in Tübingen und **Lic. th. Rudolf Günther,** Dekan a. D., Priv.-Doz. in Marburg i. H.

X. Jahrgang. Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis *M.* 7.—, Vierteljährlich *M.* 2.—, einzelne Hefte *M.* 0.80.

Das soeben erscheinende 1. Heft enthält:

Was hat die Jugend an Luther? Von Prof. Buder — **Ueber Stimmbildung.** Von Senior Prof. D. Bornemann — **Konfirmandenunterricht für Schwachbefähigte. Bedenken, Notwendigkeit und Versuch eines kurzen Lehrplanes.** Von Chr. Großmann — **Theoretische und angewandte Jugendpsychologie.** Von Lic. H. Matthes — **Zum badischen Agendenkampf.** Von R. Günther — **Wie leitet man einen Jugendverein? II.** Von P. Wurster — **Aus der neuesten Literatur — Aus Zeitschriften**

Zeitschrift für den ev. Religionsunterricht

begründet von **Franz Fauth** und **Julius Köster**

in Verbindung mit vielen angesehenen Schulmännern

herausgegeben von

Dr. H. Halfmann, Direktor des Realgymn. in Itzehoe und **Lic. H. Schuster,** Oberl. am Leibniz-Gymn. in Hannover

Jährlich 8 Hefte Mk 8.—. Einzelne Hefte Mk. 1.50

Das 1. Heft des XXV. Jahrgangs, welches soeben zur Ausgabe gelangt, bringt u. a. folgende Beiträge:

Glaube, Liebe, Hoffnung. Andacht Dan. 5, 25 — 1. Kor. 13, 13a (Prof. Hoffmann) — **Die Behandlung der deutschen Klassiker im Relig. Unterricht I** (Oberlehrer Dr. Alvermann) — **Wie man im XVI. Jahrhundert die Wunderfrage in der höheren Schule behandelte** (Prof. R. Windel) — **Lehrplanwünsche** (Prof. Weber) — **Eine Lücke in der Vorbildung der Religionslehrer** (Prof. Dr. Hupfeld) — **Zur Frage der Religionsfakultas** (Dr. Hönnes) — **Das Vaterunser auf der Unterstufe** (Lic. Schuster) — **Berichte:** 38. Religionslehrerversammlung in der Rheinprovinz (Oberlehrer Kühnel) — **Umschau:** Die neue Bibelrevision und die Schulbücher (Prof. Tenter und Lic. Schuster) — **Literatur — Aus anderen Zeitschriften**

Jede Art Privatdrucke
liefert in gediegener Ausführung, prompt u. zu mäßigem Preise
Druckerei Heinr. Bauer, Marburg a. L.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Paul Fiebigs Diktathefte

Im Jahre 1913 erschienen:

Die synoptischen Evangelien. Texte und Untersuchungen zur Einführung in ihre wissenschaftliche Beurteilung für Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten und für die Gebildeten der Gegenwart bearbeitet. Steif broschiert Mk. —.90

Kirchengeschichte. Teil I: Altertum und Mittelalter für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten und für die Gebildeten der Gegenwart bearbeitet. Steif broschiert Mk. 1.20

Früher erschienen folgende Hefte:

Die Gleichnisse Jesu und die Bergpredigt in Verbindung mit rabbinischen Parallelen erläutert für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten. 1911. Steif broschiert Mk. —.50

Weltanschauungsfragen, Das geschichtliche Material zum Verständnis Jesu. Konfessionskunde für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten bearbeitet. 1911. Steif broschiert Mk. —.60

Die Psalmen für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten erläutert. Nebst einem Anhang: Das Kirchenjahr, Die Ordnung des Gottesdienstes, Taufe und Abendmahl. 1911. Steif broschiert Mk. —.40

Luther's Schrift: Von der Freiheit eines Christenmenschen für die Gebildeten der Gegenwart und für die reiferen Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten vergegenwärtigt. 1911. Steif broschiert Mk. —.80

Die Propheten, bearbeitet für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten und für die Gebildeten der Gegenwart. 1911. Steif broschiert Mk. —.50

Ethik für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten und für die Gebildeten der Gegenwart bearbeitet. 1912. Steif broschiert Mk. —.80

Religionsgeschichte und Religionsphilosophie für die Gebildeten der Gegenwart und die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten bearbeitet. 1912. Steif broschiert Mk. —.90

Die Apostelgeschichte für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten und für die Gebildeten der Gegenwart bearbeitet. 1912. Steif broschiert Mk. —.60

Der erste Korintherbrief für die Gebildeten der Gegenwart und für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten bearbeitet. 1912. Steif broschiert Mk. —.40

Jugendheim Charlottenburg

Goethestr. 22.

Sprengelsche Frauenschule — Allgemeine Frauenschule | **Sozialpädagogisches Seminar** — Ausbildung von Hortleiterinnen und Schulpflegerinnen

Praktische und theoretische Kurse * Pension im Hause

Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Goethestr. 22

„Schertlinhaus" Burtenbach
b/Augsburg — Bayern

Mädchen-Landerziehungsheim

I. Höhere Mädchenschule: 6 Klassen, modern pädag. geleitet.
II. Haushaltungs- u. Gartenbauschule: für Töchter gebildeter Stände. Ausbildung in Haus, Küche und Garten, praktisch und theoretisch.

Gesunde Lage. Großer Park u. Garten. Spiel- u. Sportplätze. Auf Wunsch illustr. Prospekt und Referenzen. Direktion **Ernst Zech, kgl. Pfarrer u. Frau Luise Zech-Mehl**

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutschlands, bietet alle Vorteile. Katalog M 6 gratis.
Wilh. Rudolph, Hofl., **Giessen,** Obweg 153.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Karl Curtius in Berlin (Im Zeichen der Türme: Jesus von Nazareth von Bernhard Weiß; am Strand der Zeit von Hackmann u. A.)